



Europa

Miloš Havelka

Mitteleuropa

Hans-Dietrich Schultz

Türkei und Europa

Sonja Koroliov

Balkan Visions

Ulrich Best

Polenbilder

geographische

revue

Zeitschrift für Literatur und
Diskussion

Jahrgang 9 · 2007 · Heft 1/2

Europa

geographische

revue

Jahrgang 9 · 2007 · Heft 1/2

Essays

- Miloš Havelka 5
Mittleuropäische Mittleuropakonstruktionen oder:
Wo liegt die Mitte und wer sind die Mittleuropäer?
- Hans-Dietrich Schultz 17
Die Platzierung der Türkei: ein Fall für den
Geographen?
- Sonja Koroliov 49
Balkan Visions: Conceptualizations of Europe
in contemporary Macedonia
- Ulrich Best 59
Postkoloniales Polen? Polenbilder im post-
kolonialen Diskurs

Einzelrezensionen

- Stefan Kaufmann: Soziologie der Landschaft. Wiesbaden 2005 73
(Stadt, Raum und Gesellschaft). (Peter Dirksmeier)
- Ulrich Mai (Hg.): Masuren: Trauma, Sehnsucht, leichtes Leben. 77
Zur Gefühlswelt einer Landschaft. Münster 2005 (Bielefelder
Geographische Arbeiten 6). (Wolfgang Aschauer)

- 81 Dieter Rink, Gerhard Hartmuth, Katja Huber (Hg.): „Raum für Nachhaltigkeit. Zur Kontextualisierung des Leitbildes“. Berlin 2005. (Thomas Weith)
- 84 Ernst Span, Felicitas Hillmann, Ton van Naerssen (Hg.): Asian Migrants and European Labour Markets. Patterns and processes of immigrant labour market insertion in Europe. London, New York 2005. (Rixta Wundrack)
- 89 Friedrich Stang: Indien. Darmstadt 2002 (Wissenschaftliche Länderkunde). (Hans-Georg Bohle)
- 91 Markus Schroer: Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums. Frankfurt/M. 2006. (Heinz Arnold)
- 94 Verena Meier Kruker, Jürgen Rauh: Arbeitsmethoden der Human-geographie. Darmstadt 2005 (Geowissen kompakt). Paul Reuber, Cornelia Pfaffenbach: Methoden der empirischen Humangeographie. Braunschweig 2005 (Das geographische Seminar). (Dirk Gebhardt)
- 101 Georg Glasze, Robert Pütz, Manfred Rolfes (Hg.): Diskurs Stadt Kriminalität. Städtische Unsicherheit aus der Perspektive von Stadtforschung und Kritischer Kriminologie. Bielefeld 2006. (Nils Zurawski)
- 104 Setha Low: Behind the Gates. Life, Security and the Pursuit of Happiness in Fortress America. New York 2004 (Zhan McIntyre)
- 108 Christoph Wulf: Anthropologie kultureller Vielfalt. Interkulturelle Bildung in Zeiten der Globalisierung. Bielefeld 2006. (Wolfgang Aschauer)
- 112 Caroline Kramer: Zeit für Mobilität - Räumliche Disparitäten der individuellen Zeiterwendung für Mobilität in Deutschland. Stuttgart 2005 (Erdkundliches Wissen 138). (Anne Vogelpohl)
- 113 Norbert Gestring, Andrea Janßen, Ayça Polat: Prozesse der Integration und Ausgrenzung. Türkische Migranten der zweiten Generation. Wiesbaden 2006. Rauf Ceylan: Ethnische Kolonien. Entstehung, Funktion und Wandel am Beispiel türkischer Moscheen und Cafés. Wiesbaden 2006. (Rainer Neef)

Impressum

Herausgeber, Selbstverlag:
Geographische Revue e.V., Flensburg
Redaktion:
Wolfgang Aschauer, Günther Beck,
Jörg Becker (verantwortlich für diese
Ausgabe)
Druck:
Rhiem Druck GmbH, 46562 Voerde
Layout und Satz:
Günter Raabe, 37079 Göttingen
Copyright:
Geographische Revue e.V.
ISSN: 1438-3039
Das Einzelheft kostet 9,00 EUR (zuzüglich
Versandkosten), das Jahresabonnement
15,00 EUR (zuzüglich Versandkosten).

Die geographische *revue* erscheint
zweimal im Jahr.
Redaktions- und Bestelladresse:
Dr. Jörg Becker, Institut für Geographie,
Universität Potsdam, Karl-Liebknecht-Str.
24/25, 14476 Potsdam
Die Redaktion lädt alle Interessenten zur
Mitarbeit ein. Für unverlangt eingesandte
Manuskripte kann jedoch keine Gewähr
übernommen werden.
Rezensionsexemplare (bitte zwei Exem-
plare) werden erbeten an:
Prof. Dr. Wolfgang Aschauer,
An der Reitbahn 15 b
24937 Flensburg
Internet: www.geographische-revue.de

Miloš Havelka ■

Mitteleuropäische Mitteleuropa- konstruktionen oder: Wo liegt die Mitte und wer sind die Mitteleuropäer?

Die transnationalen mitteleuropäischen Mitteleuropakonstruktionen erlebten in den 1980er Jahren eine bemerkenswerte methodologische und auch gegenstandsbezogene Karriere, die mit dem *cultural turn* der Geisteswissenschaften im Allgemeinen und mit dem akademischen Aufstieg der historischen und soziologischen Kategorie des Raumes im Besonderen zusammenhängt. Dies deutet auf eine breitere Tendenz hin, welche die radikale moderne Überzeugung, dass Raum aus der Zeit im Sinne von Veränderung, Entwicklung und Geschichte abzuleiten ist, durch eine zwar asymmetrische, jedoch komplementäre (postmoderne) Auffassung zu ergänzen oder direkt zu ersetzen sich bemüht. Dieser veränderte Standpunkt geht davon aus, dass die Zeit durch den Raum bestimmbar ist, welcher immer auch etwas „gleichzeitig Ungleichzeitiges“ in Sinne von Ernst Bloch bedeutet und auf Zeitverluste, Zeitsprünge, auf Pluralität und Inkompatibilitäten hinweist; so betitelt etwa der Osteuropahistoriker Karl Schlögel sein aktuellstes Buch: *Im Raume lesen wir die Zeit* (2003).

In Hinblick darauf, wie sich Räume in den Augen von Beobachtern bilden bzw. kollektive Raumvorstellungen als *frames* konstruiert werden, bezeichnet man deren Verbreitung und Tradierung als *mental maps* – Landkarten „im Kopf“. Diese werden durch ein kollektives Bewusstsein gestaltet und getragen. Die politischen, kulturellen, zivilisatorischen, religiösen, nationalen und andere Räume sind in den Köpfen meistens anders gezeichnet als auf den Landkarten. In mancher Hinsicht lassen sich solche subjektiven Landkarten als Motor für kollektive Wunschvorstellungen auffassen.¹

Einen ähnlich erdachten, auf verschiedenartigen Erinnerungen beruhenden Charakter hat der nach wie vor umstrittene Begriff „Mitteleuropa“². Diese Bezeichnung existiert nicht als ein verbindlich aufgestelltes Gefüge, sondern immer nur „in den Köpfen“. Dabei kann auf zwei in verschiedene Richtungen laufende europäische Orientierungsachsen hingewiesen werden.

Paul Hazard zeigt in seinem Buch *Die Krise des europäischen Geistes* (1938) im Zusammenhang mit der Entdeckung des „Neuen“ und des „Modernen“ in der sogenannten *querelle ancien et modern*, dass sich am Ende des 17. Jahrhunderts die bis dahin herrschen-

de Überzeugung einer Kulturdominanz des europäischen Südens zugunsten des Nordens änderte.

Die Dominanz der Länder im Norden des Mittelmeerraums wurde im späten Mittelalter durch die Niederlage der spanischen Armada vor der Südküste Englands 1588 symbolisch beendet. Der machtpolitische und kulturelle Schwerpunkt des Kontinents verschob sich nach Frankreich. Eine immer größere Rolle spielten jedoch bald die protestantischen Länder, vor allem England.

Die Schwerpunktsetzung der politischen Landkarten Europas auf den Norden herrschte ungefähr bis zum Krimkrieg in der Mitte des 19. Jahrhunderts (vgl. Huizinga 1945, Lemberg 1985). Danach setzte sich eine West-Ost-Achse durch. Auf dem Wiener Kongress (1815/16) wurde Russland noch als eine „nördliche Macht“ bezeichnet. Damals erfolgte wahrscheinlich auch erstmals die offizielle Benutzung des Mitteleuropabegriffs, vermutlich im Zusammenhang mit dem Zerfall des Römischen Reiches (1806).

Von diesem Hintergrund ausgehend kann Mitteleuropa sozusagen „*more germanico*“ aufgefasst werden, im Sinne eines zwischen Nord- und Südeuropa verlaufenden Streifens von Staaten, welcher von Holland aus über Deutschland, Tschechien, Polen, Österreich, der Slowakei, Slowenien, Ungarn und Rumänien bis zur Ukraine führt. Diesen Standpunkt vertritt Friedrich Naumann (1915), der jedoch das Mitteleuropa, wie es von den Mitteleuropäern selbst definiert wird, als Ostmitteleuropa bezeichnet. Dieser Begriff wird in Deutschland bis heute benutzt. Das angelsächsische „Central Europe“ hat sich nur teilweise durchgesetzt.

Im Laufe der Zeit ist auf dieser Grundlage eine ganz andere Mitteleuropavorstellung entstanden, welche meist als ein nord-südlich orientierter Streifen von kleineren Nationen zwischen Russland und Deutschland verortet war. Der sich auf die Linie Helsinki-Triest erstreckende Raum war von Anfang an, d. h. seit der Formierung eines Kerns zwischen dem Karolingischen und dem Oströmischen Reich, verschiedenen Einflüssen und Wirkkräften aus beiden Richtungen ausgesetzt. Später wurde er durch die Nationalismen der einzelnen dort lebenden Völker immer wieder bedroht. Diese Auffassung setzte sich besonders im ungarischen politischen Denken durch. So vertrat István Bibó, während der Herbstrevolution 1956 ein Minister im Regierungskabinett von Imre Nagy, schon bald nach dem II. Weltkrieg die Überzeugung, dass die mitteleuropäischen Nationen zu entscheidenden Modernisierungsstapen nicht in dem Maße gekommen seien, wie sie für die Entwicklung und den Zustand der westlichen Gesellschaften charakteristisch seien.³ Die verheerende Wirkung der mitteleuropäischen Nationalismen sei nicht durch einen mitteleuropäischen Zusammenschluss zu überwinden, sondern vielmehr durch die Nachholstrategie eines *dritten Weges*, welche die kohäsive Kraft der Demokratie und der Freiheit und die auseinanderstrebende mitteleuropäische Bevölkerung zu einer Einheit zusammenschmiede.

Ein anderes, höchst interessantes „mapping“ von Mitteleuropa präsentierte Bibós Schüler, der Historiker Jenő Szűcs. In seinem Buch *Drei historische Regionen Europas* (1994) versuchte er sich an einer strukturalistischen Reinterpretation von Bibós These über die *Mi-*

sere der mitteleuropäischen Kleinstaaterei vor dem Hintergrund einer historisch belegten Mangelentwicklung besonders in den Bereichen Demokratie und Liberalismus. Mitteleuropa war bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts im Prinzip ein organischer Teil des Okzidents. Laut Szűcs war dieser Raum im Hinblick auf die westliche Entwicklung rückständig und wurde von ihr abhängig. Dies führte dazu, dass in dieser Region viele Relikte älterer, feudaler Entwicklung überlebten und Mischformen entstanden, die Mitteleuropa an den Osten banden. Deswegen ist Mitteleuropa für Szűcs kein eigenes Modell historischer Entwicklung, sondern nur „westlicher Rand Osteuropas im politischen Sinne und östliche Peripherie Westeuropas im kulturellen Sinne“ (Szűcs 1994, 48).

Was heute an diesen Ausführungen wichtig scheint, ist die nichtessentialistische Herangehensweise, seine Ablehnung aller Vorstellungen eines „mitteleuropäischen Prinzips“, welches aus sich selbst heraus das Leben, die Kultur und die Politik einzelner Völker in dieser Region prägt. Wichtig scheint auch Bibós und Szűcs' prozessuale Auffassung von Mitteleuropa als einer ausschließlich historischen Region (also keines Entwicklungsmodells) und die Betonung ihrer gesellschaftspolitischen Dimension. Diese Ansicht kann als Gegenvorschlag zu verschiedenen älteren und neueren essentialistisch aufgefassten und nationalistisch kolorierten Mitteleuropakonstruktionen interpretiert werden.

Der Standpunkt von Szűcs ähnelt dem einiger slowenischer und kroatischer Autoren, die jedoch – wie die Schriftsteller Milan Krleža, Danilo Kiš oder Drago Jančar – in den Diskussionen der 80er Jahre jede mitteleuropäische Substanz im Sinne einer übernationalen Entität ablehnten.⁴ Dabei ging es ihnen nicht nur um die territoriale Ungenauigkeit des Begriffes Mitteleuropa, sondern zugleich um eine angebliche Missachtung der Unterschiede und einer einseitigen Betonung von Ähnlichkeiten. Man formulierte vielmehr eine Sehnsucht, in ein gemeinsames Europa aufgenommen zu werden oder für sich selbst „ein Europa“ zu adoptieren.

In Polen gab es ebenfalls Probleme mit der Abgrenzung des Mitteleuropabegriffs. Polnische Intellektuelle beschäftigten sich vor allem mit Fragen der staatlichen Souveränität, der politischen und kulturellen Identität und der Beziehung zum Sozialismus, wobei das Thema der Freiheit, das der Historiker Oskar Halecki schon zu Anfang der 50er Jahre als einen europäischen Grundwert postulierte, für sie immer eine große Rolle spielte (Halecki 1950); ähnlich hat der in Amerika wirkende polnische Historiker Piotr S. Wandycz (1992) den Freiheitsgedanken zur Hauptperspektive seiner Mitteleuropageschichte gemacht.

Rudolf Jaworski charakterisierte die polnischen Diskussionen nach dem II. Weltkrieg wie folgt: „Mitteleuropa als eine spannungsfreie Sicherheitszone im Sinne des Rapacki-Planes hatte in Polen immer Konjunktur, aber Mitteleuropa als eine besondere Ideenquelle und als ein Bezugsrahmen polnischen Selbstverständnisses ist weniger deutlich erkennbar ...“ (Jaworski 1988, 534).

In diesem Zusammenhang dürfen den polnischen Historikern zufolge die Gebiete um Litauen und das Baltikum, ebenso Teile des heutigen Weißrussland und der Ukraine in der Mitteleuropadiskussion nicht vernachlässigt werden.⁵ Auch für den polnischen Historiker

Leszek Żyliński war die Orientierung an der Mitteleuropa-Idee in Polen weniger stark ausgeprägt. Richtungsweisend war vielmehr der Begriff „Intermarium“: „Geographisch könnte man diese Region als ein Gebiet zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer beschreiben. ... Intermarium (galt) vor allem als Erfahrungs- und Bewußtseinsgemeinschaft derjenigen Völker, deren Souveränität und Zivilisationszugehörigkeit von den Nachbarn in Zweifel gezogen werden und als ein Gebiet, demgegenüber Polen in seiner Geschichte eine besondere Verpflichtung eingegangen ist. Den Schlüssel zum Verständnis dieser Konzeption bildete von Beginn an das Suchen eines Ausweges aus der Situation, entweder von Deutschland oder von Russland beherrscht zu sein.“ (Żyliński, o.J., 4; vgl. a. Troebst 2000).

In Tschechien waren die Versuche der Formulierung politischer und kultureller Probleme aus einer Mitteleuropaperspektive älter und entstanden parallel zu deutschen und österreichischen Diskussionen dieses Themas im 19. Jahrhundert (vgl. Schnur 1986). Die Tschechen sahen Mitteleuropa im Kontext einer eigenen historischen und kulturellen Identität vor allem als Problem einer *kleinen Nation* im geopolitisch exponierten Raum zwischen Deutschland und Russland.⁶ Diese Auffassung entstand in der Zeit von František Palacký, dem Begründer der modernen tschechischen Historiographie und Politik. Palackýs Überzeugung, die er im Revolutionsjahr 1848 in ein *bonmot* komprimierte – ... *wenn es Österreich nicht gäbe, müssten wir es schaffen* – trug nicht nur zur Entstehung vom sog. föderativ angelegten Austroslawismus bei,⁷ sondern stand auch und steht teilweise noch heute im Hintergrund der meisten tschechischen Mitteleuropareflexionen, obwohl Palacký etwa 30 Jahre später, nach den gescheiterten tschechischen Trialismushoffnungen, enttäuscht seufzte: *Wir waren vor Österreich und werden auch nach ihm existieren*. Zu einem politischen Zusammenbruch des tschechischen Austroslawismus kam es erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts, nach dem Fall des Premierministers Badeni und dem Scheitern seiner „Sprachverordnungen“ (1898). Doch noch am Ende des 19. Jahrhunderts versuchte der gemäßigte jungtschechische Politiker und Volkswirtschaftler Josef Kaizl Palacký zu wiederholen: *Extra Austriam non est vita* ...

Eine aus dem Austroslawismus abgeleitete Auffassung von Mitteleuropa als immerwährend bedrohtem Raum zwischen Russland und Deutschland vertritt auch der liberal-konservative Historiker Josef Pekař. Während des I. Weltkriegs gehörte Pekař gemeinsam mit seinem Lehrer Jaroslav Goll zu den tschechischen Gegenspielern der sog. Auslandsaktion um Thomas Garrigue Masaryk. Ähnlich wie Jaroslav Goll wehrte sich Pekař gegen die Vorstellung, dass Werte, Gefüge, Institutionen und Staatsgebilde zugrunde gehen könnten, die über Jahrhunderte eine stabile Entwicklung aufwiesen. Deswegen konnte er lange Zeit nicht glauben, dass *England und Frankreich in eine völlige Zerstörung von Österreich einwilligen werden* und das *Interesse von beiden eher in der Erhaltung eines von Deutschland abgetrennten Österreichs besteht* ... (Pekař 1930a, 535; vgl. Pekař 1930b). Den Realismus dieser Überlegungen Pekařs bestätigt auch Ferdinand Peroutka (1936), wenn er zu Beginn der 20er Jahre über britische Befürchtungen einer Stabilität Zentraleuropas referierte. Die Angst vor einer großungarisch orientierten Politik und einer möglichen Revitalisierung der

Habsburgischen Ambitionen in Mitteleuropa überlebte in der tschechoslowakischen Politik bis tief in die 30er Jahre.

Pekař übte zugleich Kritik an der ungarischen antislawisch (und auf Balkanexpansion) orientierten Politik, die Machtasymmetrien und politische Spannungen produzierte und die auf eine entscheidende Weise zur Entstehung des I. Weltkrieges beigetragen habe und für den Zerfall von Österreich-Ungarn mitverantwortlich gewesen sei.⁸

Das geopolitische Problem „Mitteleuropa“ im Sinne einer Unabhängigkeit der kleinen Nationen zwischen Russland und Deutschland wurde nach dem I. Weltkrieg in Tschechien nicht mehr mit Fragen der nationalen Selbstständigkeit verbunden, sondern in Richtung einer prinzipiellen Demokratisierung von ganz Europa uminterpretiert. So argumentierte etwa Thomas Garrigue Masaryk in seinen Überlegungen über Sinn und Ergebnisse des I. Weltkrieges in seinen Büchern *Neues Europa* (1920) und *Die Weltrevolution* (1925).⁹ Für Masaryk stellte Mitteleuropa schon vor dem I. Weltkrieg mehr eine moralische als eine politische Frage dar, die mit seinen Vorstellungen über Humanität und Demokratie zusammenhing.

In den 30er Jahre kehrte jedoch der alte nationalistische (und oft antisemitische) „Mitteleuroballast“ (Kiš 1987, 141) in neuen Formen zurück. Der in der damaligen Tschechoslowakei wirkende deutsch-jüdische Philosoph, Zionist und politische Liberale Felix Weltsch schrieb angesichts der Bedrohung durch den deutschen Nationalsozialismus im Westen und durch den russischen Bolschewismus im Osten ein Buch mit dem Titel *Das Wagnis der Mitte* (Weltsch 1935). Dort versuchte er aus den mitteleuropäischen historischen Erfahrungen Gegenargumente zu jedem politischen Extremismus als explizit mitteleuropäische geistige und politische Haltung zu verankern. *„Wir sprechen hier stets von Mitte in einem Sinn, der über das rein räumliche Bild der Mitte hinausgeht. Für uns ist alles Mitte, was in irgendeinem Sinne zwischen den Gegensätzen liegt; das kann statisch als eine Linie oder als ein Raum, eine Zone, gedacht, dynamisch als ein Mittelweg, als eine Richtung der Mitte, als das, was zwischen den Gegensätzen hindurch führt, oder das, was Gegenstände vereinigt, was vermittelt, ausgleicht; ja selbst als ein Mittel, das das Ganze samt seinen Gegensätzen vorwärtszubringen geeignet ist. Somit gehört zum Begriff der Mitte auch alles das, was man gemeinhin als Auseinandersetzung, Ausweg, Lösung u. ä. bezeichnet.“* (Weltsch 1935, 22)

Der II. Weltkrieg und dessen Verlauf wie auch seine Ergebnisse schienen die tschechischen Befürchtungen über die Selbstständigkeit und Freiheit der „kleinen Nationen“ in dieser geopolitisch exponierten Zone zu bestätigen. Die Aufsätze Hubert Ripkas,¹⁰ eines Mitarbeiters von Beneš, über eine mitteleuropäische „Konföderation“ mit Polen legen nahe, dass auch Edvard Beneš sich in der ersten Phase seiner Verbannung einige Zeit mit den politischen Möglichkeiten dieses Konzepts beschäftigte, bevor er sich am Ende für eine prosojetische Lösung entschied. An eine mitteleuropäische Föderation dachten damals auch andere Politiker, so etwa der sudetendeutsche Sozialdemokrat Wenzel Jaksch oder der Slowake Milan Hodža (Hodža 1997).

Einen unauffälligen Durchbruch erlebte der Mitteleuropabegriff im allgemeinen und in

Tschechien im besonderen in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts im Zusammenhang mit den Arbeiten des Italieners Claudio Magris (2000), des amerikanischen Kunsthistoriker Carl E. Schorske (1981, die meisten Aufsätze in diesem Buch sind schon in der ersten Hälfte der 60er Jahre entstanden und wurden damals in verschiedenen amerikanischen Zeitschriften publiziert), dessen Vorfahren aus der Umgebung von Reichenberg/Liberec stammten, und später auch den Veröffentlichungen des amerikanischen Kulturhistorikers William M. Johnston (1972). Eine ähnlich verstandene mitteleuropäische „Geistesatmosphäre“ ist auch bei den Philosophen Stephen Tulmin und Allan Janick (1975) sowie Brigitte Hamann (1995) zu finden. Gegenüber dem älteren Konzept eines politisch und ökonomisch uneinheitlichen und den äußeren Zwängen immer wieder ausgesetzten Mitteleuropas erfolgte nun die Betonung einer angeblich natürlich entstandenen, faktischen und selbstständig existierenden kulturellen Einheit, einer geistigen Produktivität und sogar einer Bewusstseinsgemeinschaft.¹¹

Als einer der ersten Mitteleuropa-Essayisten versuchte der tschechische Philosoph Karel Kosík Anfang der 60er Jahre sich diesem Thema zu nähern. Er schrieb damals über ein fiktives Treffen von Kafkas Josef K. und Hašeks Josef Schwejk in der Prager Nerudovastraße. Diese Begegnung legte er als ein Symbol einer anderen Möglichkeit für das Verstehen des tschechisch-deutsch-jüdischen Zusammenlebens in Mitteleuropa aus.¹² In den 80er Jahren wird in Tschechien auf dieses Motiv häufig Bezug genommen.

Auf eine massive Weise ist die Mitteleuropaproblematik in Tschechien während des „Prager Frühlings“ und besonders nach der russischen Okkupation 1968 wieder aufgetaucht. Die historisch entstandene kulturelle, soziale und politische Einzigartigkeit von Mitteleuropa diente damals als Argument gegen die *falsche Universalität* des russischen Bolschewismus und legitimierte ein mitteleuropäisches Recht auf einen eigenen Weg zum Sozialismus, welcher sich wesentlich von dem russischen Modell unterscheiden sollte.

Neben den *liberal-emanzipatorischen* Mitteleuropavorstellungen, die Karel Kosík und etwas später auch Milan Kundera vertraten, wurde im Tschechien der 70er Jahren immer öfter ein *traditionalistisch-konservativer* Mitteleuropabegriff benutzt, mit dessen Hilfe besonders die jüngere Generation versuchte, sich von allen Sozialismusvorstellungen zu befreien. In dieser Auffassung wurde die kulturelle und politische Selbstständigkeit der alten k. u. k. Monarchie einseitig betont. Dadurch erfolgte eine Akzentuierung der eigenen tschechischen, in die Zeit vor dem I. Weltkrieg weisenden politischen und kulturellen Tradition¹³ und eine Reflexion der tschechischen Entwicklung seit der Zeit der sogenannten nationalen Wiedererneuerung.¹⁴

Es wurden die kulturelle und politische Selbstständigkeit Mitteleuropas und damit einhergehend die eigenen tschechischen, von denjenigen der Zwischenkriegszeit sich unterscheidenden Traditionen (insbesondere von Pekař 1930a,b) betont. Verhältnismäßig wichtig schienen auch die Ideen eines qualitativ aufgefassten transnationalen mitteleuropäischen Zusammenlebens, die z. T. aus englischsprachigen Arbeiten zur Geschichte der Habsburger Monarchie und des zentraleuropäischen Raumes gewonnen wurden. Der Kulturanthropologe und Nationalismustheoretiker tschechischer Herkunft Ernst Gellner versuchte noch

in der Mitte der 90er Jahre die „indirekten Regeln“ (*indirect rules*) der k. u. k. Nationalpolitik als Muster für die Lösung von Nationalitätenkonflikten auf dem Balkan aufzuzeigen.

Seit Anfang der 80er Jahre wurde die Mitteleuropathematik im Zusammenhang mit einer von Milan Kundera (1986)¹⁵ entwickelten These aktualisiert. Diese besagt, dass die echten europäischen Werte und Impulse, welche der Westen schon vergessen hat (egal, ob wegen seiner konsumorientierten Lebensweise oder wegen der Versuche, sich mit der UdSSR zu verständigen), eigentlich *nur* in dem von der Sowjetunion beherrschten Mitteleuropa und in ihrer Kultur überlebt hätten. Dies sollte der Westen als Mahnung wahrnehmen.

In der darauf folgenden internationalen Diskussion sind weitere Mitteleuropäer aufgetreten, darunter Arpad Gönz und vor allem György Konrad mit seinen Büchern *Antipolitik*, *Mitteleuropäische Meditationen* (1985) und *Stimmungsbericht* (1987). Konrad versteht dort Mitteleuropa mehr als eine Verhaltensweise denn als einen Raum. Aufgrund der spezifischen historischen mitteleuropäischen Erfahrungen versucht Konrad ein Modell des mitteleuropäischen intellektuellen Verhaltenskodexes zu entwerfen, das in Hinsicht auf den damals real existierenden Sozialismus systemunabhängig und in seinem Wesen systemüberwindend sein sollte. Dieses Modell weist einige Berührungspunkte mit dem tschechischen, vom Schriftsteller Ludvík Vaculík praktisch betriebenen und von Václav Havel theoretisch entwickelten Konzept der *nichtpolitischen Politik* auf.

Die hier vorgestellten mitteleuropäischen *mental maps* des 20. Jahrhunderts – ein polnisches, historisch akzentuiertes *Intermarium*, ein ungarischer, eher politologisch verorteter *Karpatenbogen*, ein tschechischer machtpolitisch immer bedrohter *Streifen von kleinen Nationen zwischen Deutschland und Russland* und auch *die* österreichische, kulturell produktive *k. u. k.* Monarchie – scheint trotz aller Verschiedenheiten ein Aspekt zu verbinden. Dieser besteht in einer Art Sehnsucht, Mitteleuropa als eine Region von Grenzen, Mauern und Eisenbahndstationen in politischer Hinsicht zu befreien. Nach der politischen Wende im Jahre 1989 wurde dies möglich. Die Sehnsucht verlagerte sich nun dahingehend, Mitteleuropa mit Westeuropa bzw. der Europäischen Union zu verbinden. Vielleicht auch deswegen hat Milan Kunderas Konstruktion über die Entführung von Europa damals so große Aufmerksamkeit hervorgerufen und in einer modifizierten Gestalt auch das Jahr 1989 überlebt, da sie auf jene ursprüngliche Einheit verweist.

Doch danach verwandelte sich in den meisten mitteleuropäischen Ländern der Mitteleuropabegriff in die Bezeichnung einer historischen Region oder in eine idealtypisch konstruierte Forschungsperspektive bzw. in eine transnationale Kontextualisierung und Komparation historisch individueller kultureller, politischer und sozialer Konstellationen.

Anmerkungen

- ¹ „Sie bilden Landschaften ab – die man nicht vermessen kann, jedenfalls nicht mit den Methoden der Astronomie oder Trigonometrie. Sie sind deshalb nicht weniger genau und nicht weniger wirklich. Sie bestehen aus einem anderen Material, aus Bildern, Erinnerungen, Gerüchen, aber sind deswegen nicht weniger eindrücklich. Sie haben sich so sehr eingepägt, dass ihnen nicht einmal die Zeit, der sonst alles zum Opfer fällt, etwas anhaben kann. Solche Bilder können zeitweilig, vielleicht sogar für lange in den Hintergrund treten. Aber plötzlich, in einem Moment des Schocks, können sie wieder da sein, frisch wie am ersten Tag. Sie sind nirgendwo gedruckt, man kann sie nicht schwarz auf weiß nachlesen, aber sie haben sich eingepägt und sind bei dem, den sie angehen, ‘unauslöschlich’.“ (Schlögel 2003, S. 243). Der meist stark konstruktivistische Charakter solcher mental maps sollte uns nicht dazu verführen, dass ihnen alle Entsprechungen in der historischen, sozialen und kulturellen Wirklichkeit abgesprochen werden. Sie sind aus verschiedenen unmittelbaren und vermittelten Komponenten zusammengesetzt, aus Tatsachen und Überzeugungen, aus Symbolen, Erinnerungen und Bildern, wobei Wissen und Vorstellungsvermögen hier die gleiche Rolle spielen wie ein soziales Vergessen historischer Ereignisse, Natur- und Kulturdenkmäler usw. (vgl. dazu Kocka 2000, S. 163). Ähnlich, wenn auch in einem anderen Kontext, fasst Linde (1972) Räume als systematische Konfiguration konkreter physischer Gegenstände auf, die in sozialen Prozessen zu bestimmten Zwecken hergestellt werden. Damit antizipieren diese Prozesse laut Linde Handlungsfolgen und schreiben sie physisch fest. Sie müssen daher als materialisierte Bündel sozialer Normen verstanden werden. Als solche sind sie Träger von historischer Erfahrung.
- ² Im Zusammenhang mit den entsprechenden Begriffsbestimmungen und deren Konsequenzen ist inzwischen eine vielfältige Literatur entstanden. Nach der ergiebigen internationalen Diskussion zu Milan Kunderas Essay zu Europa Mitte der 80er Jahre, kehrten solche Thematisierungen von Mitteleuropa oft im Zusammenhang mit der Vorbereitung der nächsten Phase der EU-Erweiterung und mit der Thematisierung eines einheitlichen Konzepts von europäischer Geschichte wieder. Als Beispiel können Mout 2002 und Stourzh 2002 dienen. Großes Prestige genoss eine von der Fritz-Thyssen-Stiftung, der Karls-Universität Prag und der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik in Prag organisierte Vortragsreihe (1992 -1996). Die Beiträge zu dieser Reihe sind unter dem Titel *Das künftige Mitteleuropa. Tradition und Perspektiven* (Malý 1997) erschienen.
- ³ Zur Überwindung dieser Situation hat Bibó ein Konzept des „dritten Weges“ zwischen Kapitalismus und Sozialismus als Mitteleuropaprogramm für die Zeit nach dem II. Weltkrieg entwickelt.
- ⁴ Deswegen lehnt Danilo Kiš explizit die Möglichkeit ab, über eine typische mitteleuropäische Poetik zu sprechen, welche die Kunst und Literatur einzelner Völker dieser Region auszeichnen sollte (Kiš 1987, 4).

- ⁵ Vielleicht auch deswegen benutzen einige polnische Historiker ohne weiteres den Begriff „Ost-Mitteleuropa“, dem wir sonst bei Tschechen oder Ungarn nur selten begegnen (vgl. Wandycz 1992).
- ⁶ In dieser mitteleuropäischen Raumbestimmung bewegt sich im Prinzip auch der tschechische Historiker Jan Křen mit seiner achthundertseitigen Mitteleuropageschichte.
- ⁷ Diese These Palackýs lief darauf hinaus, dass jede nationale Existenz der Tschechen ausschließlich im Rahmen eines starken, modernen, unabhängigen und föderalisierten Österreich-Ungarns möglich sei. In Böhmen lag dem besonders die Angst vor dem von Otto von Bismarck geeinigten Deutschland zugrunde, die schon zu Beginn der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts Ministerpräsident Graf Belcredi formulierte: Der *Corpus Germanicus* werde für Europa zu groß und zu schwer. Andererseits gab es auch die tschechische Enttäuschung über Russland und seinen Despotismus und auch die (damit verbundene) Angst vor dem politischen Panslawismus, den man bald als ein Beschönigen des russischen Imperialismus verstand. In diesem Zusammenhang entstand eine spezifische tschechische Mitteleuropavorstellung, die mehr oder weniger mit dem föderalisierten Habsburgerreich verbunden wurde. Systematischer dazu vgl. Křen, Jan 1980: Aus dem Werk und Wirken von Palacký versuchte Křen zu zeigen, in welchem Maße man im frühen tschechischen Nationalismus staatsbejahende und auf den nationalen Kompromiss zielende Funktionen finden kann, die auch in späteren Mitteleuropadiskussionen erwähnt werden.
- ⁸ Der Position Pekařs wird von Fejtő (1994) widersprochen, der die Verantwortung für die Zerstörung von Mitteleuropa aus großungarischer Position ausschließlich der tschechischen Politik zuzuschreiben versucht.
- ⁹ In einer impliziten Polemik gegen die national-liberale Auffassung von Friedrich Naumann versuchte Masaryk schon im Verlauf des I. Weltkrieges seine Mitteleuropaauffassung als Ausdruck eines militärisch konkreten „Drangs nach Osten“ zu entlarven, der in die Zone der kleinen Nationen zwischen Deutschland und Russland gerichtet war. Gerade diese „kleinen“ Nationen bilden bei Masaryk das Mitteleuropa im eigentlichen Sinne des Wortes, und ihre Zukunft kann nur in einem „neuen, radikal demokratischen Europa“ gewährleistet werden. Auf diese Weise wird Mitteleuropa das werden, was es immer war: ein Teil von Westeuropa. An Masaryks Auffassung knüpft der Historiker, Diplomat und tschechoslowakische Außenminister (1936-1938) Kamil Krofta (1929).
- ¹⁰ Gemeinsam mit anderen Beiträgen sind die politischen Überlegungen von Hubert Ripka und seine Gedanken über die mitteleuropäische Zusammenarbeit in Ripka 1943 erschienen. Die weitere Entwicklung seiner Standpunkte findet sich in Ripka 1944.
- ¹¹ Vgl. Konrad 1985 u. 1987. Diese erste Welle des Interesses an Mitteleuropa, die mir in den Diskussionen der 80er Jahre unterschätzt scheint, deutet an, dass die Einzigartigkeit dieses Kulturraumes und dieser Geschichtsregion in Amerika früher empfunden wurde als in Mitteleuropa selbst.

- ¹² Kosíks Fragen im Jahre 1963 lauteten: Können sich diese beide Menschentypen, Josef K. und Josef Schwejk, bei der Begegnung irgendwie erkennen? Können sie sich über ihr Schicksal verständigen? Was verbindet diese beiden auf den ersten Blick so unterschiedliche Menschentypen? Kosíks Bejahung dieser Fragen gründet sich auf der Vorstellung einer allgemein-menschlichen Bestimmung, welche die beiden Romanhelden verkörpern und damit die entfremdete Realität ihrer Zeit entblößen. Die beiden Romanhelden dienen trotz all ihrer Verschiedenheit als Zeugen einer entgleisten Welt, jener Epoche der Krise, die auch der Wiener Dichter und Publizist Karl Kraus kritisierte. Doch bei Karel Kosík begegnet man noch einem anderen Motiv, das sich mit der Zeit immer deutlicher zeigte: Mitteleuropa sei eine Region, die seine eigenen wesentlichen Bestimmungen und ein einzigartiges Kulturerbe hat, welches besonders vom Osten ausgehend verschiedene Mentalitäten produziere. Deswegen sollten die mitteleuropäischen Völker das Recht haben, den Sozialismus auf einem von der Sowjetunion abweichendem Weg aufzubauen. Mit diesen Argumenten versuchte Kosík später, besonders in der zweiten Hälfte des Jahres 1968, den tschechischen politischen Reformsozialismus zu verteidigen (Kosík 1963, S. 3).
- ¹³ Diese Auffassung vertraten die Publizisten Emanuel Mandler, Rudolf Kučera, Bohumír Doležal, der Dichter Zbyněk Hejda u. a., die vor allem in der Samisdatzeitschrift *Střední Evropa* (Mitteleuropa) – entstanden im Jahre 1979 – publizierten.
- ¹⁴ Eine indirekte, aber durchaus wichtige Rolle der inoffiziellen Diskussion zu diesem Thema spielten am Anfang der 70er Jahre die Aufsätze von Jan Patočka (1969a,b,c,1975). Hier wurden manche ideologisch und politisch petrifizierten tschechischen historischen Vorurteile, besonders über die nationale Wiedergeburt im 19. Jahrhundert, problematisiert oder zumindest durch breitere Kontexte relativiert. Ebenso wurde die Frage nach dem mitteleuropäischen Zusammenleben in einen neuen Kontext gestellt. In diesem Zusammenhang wurde dann im Samisdat besonders der tschechische Nationalismus diskutiert sowie die Feindbilder und die Vertreibungsproblematik.
- ¹⁵ Neben der schon erwähnten Übersicht von Jaworski (1988) und dem Sammelband von Busek, Wilfinger (1986), dem der Aufsatz von Kundera entnommen ist, sowie Kiš (1987) reagierten auf Kundera unter anderem Burmeister, Boldt, Mészáros (1988), Steger, Morell (1987) und Willms, Kleinewefers (1988).

Literatur

- Bibó, Istvan 1993: Die Misere der Osteuropäischen Kleinstaaterei. Frankfurt/M. (zuerst 1946).
- Burmeister, Hans-Peter, Frank Boldt, György Mészáros 1988: Mitteleuropa. Traum oder Trauma? Überlegungen zum Selbstbild einer Region. Bremen.
- Fejtő, Francois 1994: Requiem pour un empire défund. Histoire de la destruction de l'Autriche-Hongrie. Paris.

- Halecki, Oskar 1950: *The Limits and Divisions of European History*. London, New York.
- Hamann, Brigitte 1995: *Hitlers Wien*. München.
- Hazard, Paul 1938: *Die Krise des europäischen Geistes*. Hamburg (zuerst 1931).
- Hodža, Milan 1997: *Federácia v strednej Európe [Föderation in Mitteleuropa]*. Bratislava (verfasst 1943).
- Huizinga, Johann 1945: *Wenn die Waffen schweigen*. Basel.
- Jaworski, Rudolf 1988: Die aktuelle Mitteleuropadiskussion. In: *Historische Zeitschrift* 247, S. 529-550.
- Johnston, William H. 1972: *The Austrian Mind – An Intellectual and social History 1848-1938*. University of California Press.
- Kiš, Danilo 1987: Variations on the Theme of Central Europe. In: *Cross Currents, A Yearbook of Central European Culture*, Nr. 6. S. 1-14.
- Kocka, Jürgen 2000: Das östliche Mitteleuropa als Herausforderung für eine vergleichende Geschichte Europas. In: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 49/2000, S. 159-174.
- Konrad, György 1985: *Antipolitik. Mitteleuropäische Meditationen*. Frankfurt/M.
- Konrad, György 1987: *Stimmungsbericht*. Frankfurt/M.
- Kosík, Karel 1963: Rozhovor o próze. Hašek a Kafka [Ein Gespräch über Prosa: Hašek und Kafka]. In: *Literární noviny*, Jg. XVIII, Nr. 3, S. 3.
- Křen, Jan 1980: Palackýs Mitteleuropavorstellungen 1848/49. In: Prečan, Vilém (Hg.): *Acta creationis*. Steinfeld, S. 119-152.
- Křen, Jan 2005 *Dvi století střední Evropy. [Zwei Jahrhunderte Mitteleuropas]*. Praha.
- Krofta, Kamil 1929: *Stará a nová střední Evropa [Altes und neues Mitteleuropa]*. Praha.
- Kundera, Milan 1986: Die Tragödie Mitteleuropas. In: Busek, Erhard, Gerhard Wilfinger (Hg): *Aufbruch nach Mitteleuropa*. Wien, S. 133-144.
- Lemberg, Hans 1985: Zur Entstehung des Osteuropabegriffs im 19. Jahrhundert. Vom „Norden“ zum „Osten“ Europas. In: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas, Neue Folge*, Bd. 33, S. 48-91.
- Linde, Hans 1972: *Sachdominanz in Sozialstrukturen*. Tübingen.
- Magris, Claudio 2000: Habsburský mýtus v moderní rakouské literatuře, (Il mito absburgico nella letteratura austriaca moderna, 1963). [Der Mythos Habsburg in der modernen österreichischen Literatur]. Brno.
- Malý, Karel (Hg.) 1997: *Das künftige Mitteleuropa. Tradition und Perspektiven*. Prag.
- Masaryk, Thomas G. 1920: *Nová Evropa [Neues Europa]*. Praha.
- Masaryk, Thomas G. 1925: *Světová revoluce [Die Weltrevolution]*. Praha.
- Mout, Nicolette 2002: Does Europe have a Centre? Reflections on the History of Western and Central Europe. In: Stourzh, Gerald (Hg.): *Annäherungen an eine europäische Geschichtsschreibung*. Wien, S. IX-XX.
- Naumann, Friedrich 1915: *Mitteleuropa*. Berlin.
- Patočka, Jan 1969a: *Filosofie českých dějin [Philosophie der Tschechischen Geschichte]*.

- In: Sociologický časopis, V (Praha), Nr. 5, S. 457-472.
- Patočka, Jan 1969b: Dilema v našem národním programu – Jungmann a Bolzano [Das Dilemma in unserem nationalen Programm – Jungmann und Bolzano]. In: Patočka, Jan: O smysl dneška. Praha, S. 87-105.
- Patočka, Jan 1969c: Náš národní program a dnešek [Unser nationales Programm und die Gegenwart]. In: Patočka, Jan: O smysl dneška. Praha, S. 143-151.
- Patočka, Jan 1975: Pokus o českou národní filosofii a jeho nezdar (1975), [Versuch über eine tschechische nationale Philosophie und sein Scheitern]. In: Patočka, Jan: Tři studie o Masarykovi. Praha, S. 21-53.
- Pekař, Josef 1930a: K českému boji státoprávnímu za války [Zum tschechischen staatsrechtlichen Kampf während des Krieges] (Sonderdruck aus Český časopis historický). Praha.
- Pekař, Josef 1930b: První světová válka. Stati o jejím vzniku i jejích osudech [Erster Weltkrieg. Aufsätze zu seiner Entstehung und seinem Schicksal]. Praha.
- Peroutka, Ferdinand 1936: Budování státu [Ein Aufbau des Staates]. Praha.
- Ripka, Hubert 1943: O středoevropské problematice [Über die mitteleuropäische Problematik]. London.
- Ripka, Hubert 1944: S Východem a Západem [Mit Ost und West]. London.
- Schlögel Karl 2003: Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik. München, Wien.
- Schnur, Roman 1986: Mitteleuropa in Preußischer Sicht: Constantin Frantz. In: Der Staat 25, S. 545-573.
- Schorske, Carl E. 1981: Fin de Siecle – Vienna. Politic and Culture. New York.
- Stourzh, Gerald 2002: Statt eines Vorworts: Europa, aber wo liegt es? In: Stourzh, Gerald (Hg.): Annäherungen an eine europäische Geschichtsschreibung. Wien, S. 1-15.
- Steger, Hanns-Albert, Renate Morell (Hg.) 1987: Ein Gespenst geht um in Mitteleuropa. Dokumentation der Internationalen Tagung „Grenzen und Horizonte. Zur Problematik Mitteleuropas in Vergangenheit und Gegenwart, Regensburg 1986“. München.
- Szűcs, Jenő 1994: Die drei historischen Regionen Europas. Frankfurt/M. (verfasst 1985).
- Toulmin, Stephen, Allan Janick 1975: Wittgensteins Viena (1973). München.
- Troebst, Stefan 2000: Intermarium und Vermählung mit dem Meer: Maritime Begründungen polnischer Geschichtspolitik. Referat gehalten auf dem 43. Deutschen Historikertag Eine Welt – Eine Geschichte in Aachen, 26. bis 29 September 2000.
- Wandycz, Piotr S. 1992: The Prize of Freedom. A History of East Central Europe from the Middle Ages to the Present. New York.
- Weltsch, Felix 1935: Das Wagnis der Mitte. Mährisch-Ostrau.
- Willms, Bernard. Paul Kleinewefers 1988: Erneuerung aus der Mitte. Prag – Wien – Berlin. Diesseits von Ost und West. Herford.
- Żyliński, Leszek (o. J.): Mitteleuropa versus Intermarium. Zur polnischen Diskussion des Intermariumbegriffs (Manuskript). O.O.

Hans-Dietrich Schultz ■

Die Platzierung der Türkei: ein Fall für den Geographen?*

Als er die Aufgabe übernahm, das Europa der Historiker zu bestimmen, sah sich René Girault (1995, S. 56) vor erhebliche Schwierigkeiten gestellt und beneidete die Geographen um ihr Glück, über einen „klar definierten Kontinent“ zu verfügen mit „einfach zu erkennenden ‘natürlichen’ Grenzen“. Stimmt, möchte man sagen, das lernen schon die Kinder in der Schule. Manchmal wird dazu eine Geschichte erfunden. So schickt ein Erdkunde-Schulbuch (Heimat und Welt 1991, S. 10) Jugendliche per Interrail „quer“ durch Europa. Sie stehen an einem Bahnsteig in Köln. „Am Gleis gegenüber steht der Istanbul-Express bereit, ein Reisezug, der bis zum südöstlichsten Rand Europas fährt. ‘Wir können ja noch umsteigen und in meine Heimat fahren’, scherzt Yildirai. ‘Du kommst doch aus Asien?’ fragt Bettina. ‘Nein, mein Heimatdorf liegt in der Nähe von Edirne im europäischen Teil der Türkei, dort ist der letzte große Haltebahnhof vor Istanbul‘“. An anderer Stelle des Buches liest man, die Grenze zwischen Europa und Asien, lasse sich „auf einer Karte feststellen“ (S. 152).

Es scheint also wirklich nicht schwer zu sein, den geographischen Status der Türkei zu bestimmen. Ein Blick auf die Karte, und schon ist das Problem gelöst. Sie liegt zu einem sehr kleinen Teil in Europa und zum größten in Asien. Für Politiker und Publizisten ist das die Gelegenheit, ihre Ablehnung einer Vollmitgliedschaft der Türkei in der EU zusätzlich durch das vermeintlich unumstößliche geographische Argument zu untermauern, manchmal explizit durch den Hinweis bekräftigt, das habe man in der Schule gelernt. Haben also diejenigen, die für eine EU-Mitgliedschaft der Türkei sind, diese Erkenntnis im Geographieunterricht verschlafen? Kann der Geograph, der Geographielehrer, den Streit um die Türkei *definitiv* schlichten, weil er über einen *eindeutigen* Europabegriff verfügt, so dass sich weitere Argumente einfach erledigen?

*Der vorliegende Aufsatz wurde in verkürzter Form als Festvortrag anlässlich der Verabschiedung von Wilfried Heller am 30. November 2007 an der Universität Potsdam gehalten. Wilfried Heller habe ich 1997 auf einer Tagung in Potsdam kennen gelernt, auf der er über „Grenzen und ihre Erforschung“ (Heller 2000) sprach. Ich freue mich, mit diesem Beitrag unseren damals geknüpften und seitdem intensivierten Kontakt fortsetzen zu können. In formaler Hinsicht sei noch darauf hingewiesen, dass alle Kursivstellungen innerhalb von Zitaten auf Hervorhebungen im Original beruhen. Die Darstellung beschränkt sich auf die deutschsprachige Geographie.

Ich werde zunächst auf den Kontinentbegriff und speziell den Europabegriff der klassischen (länderkundlichen) Geographie eingehen und knapp ihr eigentümliches Verständnis von Ländern und deren Relation zu den Staaten skizzieren. Es folgt ein Überblick über verschiedene Grenzziehungen im Osten und Südosten. Das gibt das nötige Hintergrundwissen, um die Exklusion der Türkei aus Europa durch die klassische Geographie besser verstehen zu können. Die Darstellung einiger alternativer Raumkonzepte, die die konventionelle Erdteilgliederung ignorierten und die Türkei mit einbanden, schließt sich an. Der Beitrag endet mit Überlegungen über den Umgang mit Kontinenten und Räumen und begründet, warum auf die Frage der Zugehörigkeit der Türkei zu Europa von der Geographie her keine definitive Antwort kommen kann.

„Halbinsel-Europa“ versus selbständiger Kontinent

Bereits 1893 spottete Alfred Hettner (S. 189ff.), der Methodologe unter den Geographen, auf dem *Zehnten Deutschen Geographentag*, jeder habe „ein gehobenes Gefühl“ und breche „in Worte der Begeisterung aus, wenn er von Gibraltar nach Afrika oder von Konstantinopel nach Asien“ hinüberblicke „oder auf dem Kamm des Ural die Grenze von Europa nach Asien“ überschreite und meine, „mit den Worten europäisch, asiatisch, afrikanisch, amerikanisch, australisch (...) eine bestimmte Charakteristik von Land und Leuten auszusprechen“. Dies sei völlig verfehlt. Auch Hettner riet zur „einfachen Anschauung der Karte“, die zeige, dass nur der Begriff des „Festlandes“ sinnvoll sei, „Festland“ definiert als „ringsum oder fast ringsum von Wasser umgebende Landmasse, die man ihrer Größe wegen nicht mehr als Insel“ bezeichnen könne. Damit war Europa für ihn „kein selbständiger Kontinent“, da es „in voller Breite in Asien“ übergehe. Vielmehr bilde es nur ein „Endland“ Asiens und sei seine „auslaufende Spitze, ähnlich wie die Spitze Süd-Amerikas oder Afrikas“, nur dass sie nicht nach Süden, sondern nach Westen weise.

Später präziserte Hettner (1907, S. 3; 1925, S. 4f.), dass das osteuropäische Tiefland trotz der scheidende Kette des Ural morphologisch, klimatisch und vegetationsgeographisch nur das westsibirische Tiefland fortsetze. Auch die geschichtliche Bewegung habe beide Richtungen genommen, so dass der östliche Teil Europas physisch wie kulturell ein Übergangsland sei und ebenso gut „*Halb-Asien*“ genannt werden könne. Die Eigenschaften, die man Europa üblicherweise beilege, träfen nur auf den westlichen, vom Ozean und seinen Nebenmeeren beeinflussten Teil zu. Die Balkanhalbinsel wiederum setze nur die Gebirge Kleinasiens fort, doch ging Hettner hier nicht so weit, diese orographische Übereinstimmung durch eine eigene Raum-Begrifflichkeit zu würdigen.

Insgesamt gelangte Hettner (1926, S. 12) zu der Einsicht, dass zwischen Europa und Asien „keine durchgreifenden Gegensätze“ existierten und auch nicht gegenüber Nord-Afrika. Es gebe nur ein „Eurasien“, dessen Westflügel Europa und dessen größerer Ostflügel eben Asien sei: „Natur und Menschheit“ würden hier ineinander übergehen und „die

Großteile Asiens“ sich „voneinander fast ebenso“ unterscheiden „wie von Europa“. Es sei ein Unding, „asiatische Natur und Kultur im allgemeinen der europäischen Natur und Kultur gegenüberzustellen“, „gemeinsame Eigenschaften Asiens gegenüber Europa“ gebe es nicht. Hettners radikale Schlussfolgerung lautete daher, dass die historisch überkommene Kontinentvorstellung für Europa „ohne wirkliche Bedeutung“ sei. Entsprechend zwecklos sei es auch, „sich mit seiner genauen *Begrenzung* und [der] *Bestimmung* seiner *Größe* abzumühen“ (1925, S. 4f.). Leider habe der lange Gebrauch die Dreiteilung der Alten Welt zu einer geheiligten Gewohnheit gemacht, mit der man nun leben müsse, doch müsse man sich immer „bewußt bleiben, dass sie aus einer falschen Auffassung der Verhältnisse“ resultiere und „heute niemand“ mehr diese Erdteile aufstellen würde (Hettner 1907, S. 2f.).

Andere Geographen lehnten es dagegen ab, unter Europa nur eine „Halbinsel“ Asiens zu verstehen, womöglich auf den westlichen Teil jenseits einer Linie vom Weißen Meer zur Donaumündung beschränkt, der als die eigentliche Halbinsel firmierte. Für Alfred Kirchhoff (1887, S. 11), von Friedrich Ratzel (1903, S. 183) später bestätigt, war ein Erdteil „ein Landindividuum oberster Ordnung“, das aus „Individuen niederer Ordnung“, den so genannten „Länder“, bestand, die es auf *natürliche* Weise zusammenfassen würden. Man lasse nur den Blick über den Globus schweifen, und schon träten uns die Erdteile „als sichtlich naturgegebene Einheiten entgegen“. Selbst wenn man sich zwänge, von der gewohnheitsmäßigen Einteilung abzusehen, steche beim Anblick des Gesamtantlitzes der Erde für jedermann ins Auge: „*Europa ist ein in sich geschlossenes System von Ländern, folglich ein Erdteil.*“ Inklusive Russland bis zum Ural; denn es gebe „an physischer und kulturgeographischer Geschlossenheit Sibirien nichts nach“. Europa war demnach kein naturwidriges Konstrukt, wie von Hettner behauptet, sondern eine Raumeinheit, die schon in der Erdoberfläche selbst vorlag, so wie auch die anderen Kontinente als geschlossene Raumeinheiten real existierten. Und es war eine ganz besondere!

Wieder war es die Karte, die dem Geographen Europas *Exzeptionalität* erschloss (vgl. Schultz 1999, S. 18ff.): eine einmalig reiche *Binnengliederung* und eine ebenso einmalige Auflockerung der Küstenlinie durch zahlreiche Halbinseln und vorgelagerte Inseln. Durch sie habe das Meer tief in das Land eindringen können und den Kontinent wie keinen anderen dazu prädestiniert, den Kontakt mit der übrigen Welt zu suchen und sich diese materiell und politisch zu erschließen. Nahm man noch das gemäßigte Klima hinzu, das den Arbeitswillen der europäischen Völker nicht gelähmt, sondern herausgefordert habe, so gab es für den Geographen keinen Zweifel mehr, dass Europa allein schon seiner geographischen Bedingungen wegen der Kontinent des Fortschritts sein *musste*, der exklusiv zur Vormundschaft über die Welt bestimmt war. Die Europäisierung der Welt war in ihr selbst angelegt, und die Schulgeographie sollte dies im Bewusstsein der Schüler/innen verankern. Für Europa, trug ein Referent 1857 (Freyer, S. 393) auf einer Lehrerkonferenz vor, lasse sich „das beste Prognostikon“ stellen; denn solange sich bei ihm Wasser und Land in- nung umschlängen, werde „der Geist des regen Verkehrs und Fortschrittes in jeder Beziehung“ „nie (...) ermatten“ und Europa weltgebietend bleiben. Der Kontinent, erfuhren die

Schüler 1880 aus der *E. v. Seydlitz'schen Geographie* (S. 54) sei zum „Hauptschauplatz für die Erziehung des Menschengeschlechts“ geworden. Es befinde sich „jetzt im Vollbesitze geistiger und materieller Kraft“ und stehe „den asiatischen Kulturvölkern (Japan ausgenommen) wie die frische Jugend dem Greisenalter“ gegenüber, eine Selbstgefälligkeit, die vor dem Ersten Weltkrieg zu Unterrichtsvorschlägen führte, deren Ziel es war „*Europa als Herrn der Erde*“ zu erweisen (Fritzsche 1904, S. 205).

Die Kontinente der klassischen Geographie waren demnach keine neutralen Räume, sondern Mitspieler in einem *teleologischen* Programm, dessen Drehbuch sich nach den Bedingungen der Erdoberfläche richtete. Durch ihre horizontale und vertikale Konfiguration hatten sie eine bestimmte Aufgabe im Stafettenlauf der Kultur über die Erde zu übernehmen, was dazu führte, dass die sachlichen Unterschiede, mit denen die Kontinente voneinander abgesetzt wurden, zugleich mit Wertungsunterschieden verknüpft waren.

Natürlich wusste man, dass die Kultur von Asien nach Europa gelangt war, doch damit hatte Asien seine Rolle in der Weltgeschichte auch schon erfüllt und konnte zu einem negativen Gegenbild zu Europa ausgestaltet werden (vgl. auch Osterhammel 1998). *Erstarrung* und *Vergreisung*, das waren die kontrastiven Wertungen, unter denen Asien in und außerhalb der Geographie seit Beginn des 19. Jahrhunderts erschien, während sich Europa in den Texten als rasant aufsteigender Kontinent präsentierte, der Asien den Rang abgelassen hatte. Auch für dieses Zurückbleiben Asiens fanden sich geographische Gründe. Seine Landschaften, schrieb z. B. 1884 (S. 387 u. 3) der an einem Bremer Realgymnasium lehrende Alwin Oppel, wirkten „vielfach fremdartig und unharmonisch“, seine Gegensätze seien „oft zu schroff und grell, die Dimensionen zu kolossal“; seinem „gewaltigen Gliederbau“ fehle „das Ebenmaß, den weiten Flächen die reizvolle Abwechslung“. Kurzum, man gewinne „den Eindruck ungliederter, ungeschlachter Massen“ und vermisse einen „planvollen, künstlerisch durchdachten Aufbau und die maßvolle Schönheit“. Die asiatische Landschaft sei „grotesk“, „anziehend, aber auch bizarr“, „reich, aber auch überladen und schwerfällig“. So erscheint Asien im Gegensatz zum gemäßigten Europa als Kontinent der Extreme, eine Formel, die z. B. heute noch im Berliner Rahmenlehrplan für die Sekundarstufe I den gesamten Raum auf diesen einen Nenner zu bringen versucht.

Nach dem Debakel des Ersten Weltkriegs kamen jedoch vermehrt Zweifel bezüglich der Dauerhaftigkeit der europäischen Prädominanz über den Rest der Welt auf. Nüchtern stellte Hettner fest: „Unsere Hegemonie auf der Erde gehört einer vergangenen Zeit an“ (1929, S. 138). Einen völligen Niedergang befürchtete er jedoch nur, wenn die inneren Streitigkeiten Europas nicht aufhörten. Dagegen sah der hysterische Siegfried Passarge schon die „im Kampf ums Dasein geschulerten“ asiatischen Massen auf das durch die moderne Maschinenkultur degenerierte „faule morsche Europa“ zustürmen, das unter ihren Schlägen zusammenbrechen werde wie einst Rom unter den Schlägen der Kimbern und Teutonen (1924, S. 209). Das passiere zwar nicht gleich, aber unerbittlich. Arthur Dix (1928, S. 5, 78, 81 u. 89f.) wiederum wollte, gegen Pan-Europaideen gerichtet, sogar „Schluß mit ‘Europa’!“ machen, dem „schulgeographischen“ „Märchen“-Begriff, der im

interkontinentalen Zeitalter eine Geschlossenheit nur vortäusche und das Verständnis der Weltpolitik nur verbaue. Sein geopolitischer Europabegriff war auf ein machtpolitisch konzipiertes „Rumpfeuropa“ zusammengeschrumpft, das die „Übergangsgebiete zwischen dem vielgliedrigen, dem Atlantik zugewandten Westeuropa und dem nordasiatischen Massiv“ zusammenfassen und „vom Belt bis zum Bosphorus, vom Rhein bis zur Düna“ reichen sollte. Die einst von den Osmanen „asiatisierte“ Balkanhalbinsel galt ihm als deutsches Interessengebiet.

Bleibt zur klassischen Länderkunde noch zu sagen, dass für viele ihrer Vertreter die uns heute befremdlich anmutende Annahme selbstverständlich war, dass die geomorphologische Gliederung der Erdoberfläche in Naturgebiete die Grundlage für die Staatenentwicklung abgab, und zwar dergestalt, dass die Staaten in einem mehr oder weniger langwierigen Ausleseprozess in solche Naturgebiete hineinwüchsen. Europa galt geradezu als *Paradigma* für diese Annahme, nicht nur bei Geographen. Das „Gewirr von Staaten, Sprachen und Konfessionen“, liest man noch bei Walter Sperling (1989, S. 16 u. 59) im Europaband der Fischer-Länderkunde, sei das „Ergebnis“ der „sonst auf der Erde selten vorkommenden Kästelung“ des Erdteils und der daraus resultierenden „Fülle von Einzellandschaften“ mit „sehr individuellen Zügen“. Die „Vielfalt der Landesnatur“ (der Osten Europas ausgenommen) gilt dem Autor als bedingender Grund für die „Vielzahl der Völker und Staaten“.

Und erst vor wenigen Jahren schrieb der US-amerikanische Evolutionsbiologe (aber auch als Geograph firmierende) Jared Diamond (1998, S. 515) dieses länderkundliche Denken auf klassische Weise fort, um Chinas seit etwa 1500 eingetretenen Entwicklungsrückstand gegenüber Europa mit seinem im Verhältnis zu Europa nur gering gegliederten Küstenumriss und seiner „geographischen Geschlossenheit“ bei „verhältnismäßig niedrigen inneren Barrieren“ zu erklären. Europas „geographische Balkanisierung“ habe dagegen auch eine politische zur Folge gehabt, so dass zahlreiche Kleinstaaten miteinander konkurriert und Innovationen vorangetrieben hätten.

Europas Grenzen

Wo lagen nun die Grenzen dieses angeblich vor allen anderen Kontinenten geographisch so bevorzugten „Ländersystems“ Europa? Ziemlich klar schienen sie im Westen, Norden und Süden definiert zu sein. Hier bereitete nur die Zuordnung einiger Inseln Probleme, soweit sie nicht auf dem Kontinentalsockel lagen und damit für den Geographen „sicher zu Europa“ (Philippon² 1906, S. 10) gehörten. Denn solche ozeanischen Inseln, betonte Ludwig Neumann⁵ (1909, S. 417), stellten auch gegenüber „dem ihnen nächstgelegenen Kontinent (...) etwas Fremdes, Selbständiges dar“ und würden ihm „höchstens aus Gründen der Übersichtlichkeit oder der Statistik zugezählt“. Jede dieser Inseln war, da vollständig von Wasser umgeben, ein kleiner Kontinent. Es mussten also *Entscheidungen* getroffen werden, z.B. für Island, Jan Mayen, Spitzbergen, Franz-Josef-Land, die Färöer, die Azoren, Madeira und natürlich die zahlreichen Mittelmeerinseln.

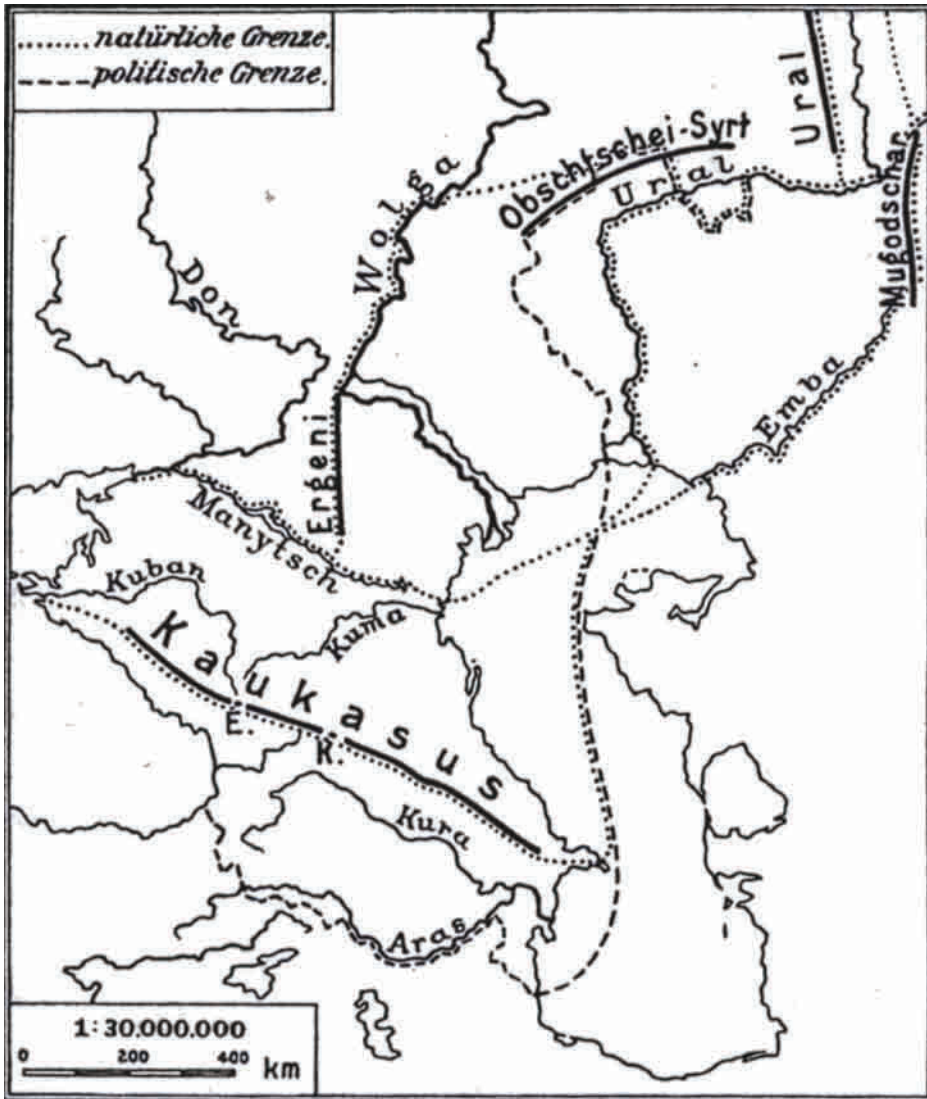


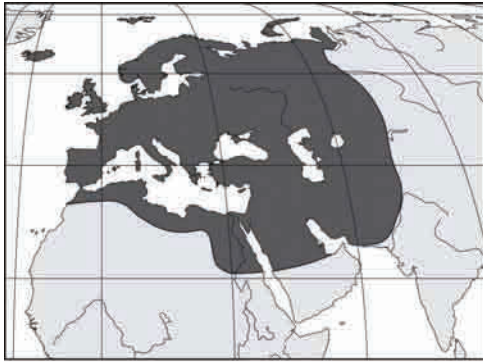
Abb. 1: Die Grenzen Europas im Südosten, aus Hettner 1907, S. 4

Die größte Unsicherheit gab es im Osten (vgl. Wisotzki 1897, S. 407ff., ferner Parker 1960 u. Schultz 1999). Der Schwankungsbereich der Grenze Europas gegen Asien umfasst für die Zeit vom 16. Jh. bis heute ca. 80 Längengrade und reicht von den Rokitno-Sümpfen östlich des Bug bis jenseits des Jenissej. Als Grenzmarken wurden Binnenmeere, Flüsse, Gebirge, Hügel und Senken gewählt und kombiniert, wobei bei den Gebirgen immer

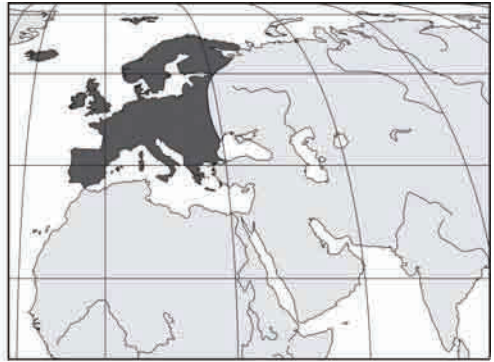
wieder die Frage auftauchte, ob man die Hauptkämme oder den Gebirgsfuß nehmen sollte. Während bis in die erste Hälfte des 18. Jh.s wohl die quer über das Ural-Gebirge hinwegziehende *Don-Ob-Linie* vorherrschend war, begleitet von der weniger häufig genannten *Don-Dwina-Linie*, die vom Asowschen Meer zum Weißen Meer führte, setzte sich nach 1800 die auf Strahlenberg (1730) und Pallas (1771) zurückgehende *Ural-Gebirgsgrenze* durch, ohne jedoch andere Varianten völlig zu verdrängen. Großen Spielraum für die Grenzziehung bot das sog. *uralisch-kaspische Völkertor* zwischen dem Südende des Ural und dem Kaspischen Meer und von dort bis zum Kaukasus (vgl. Abb. 1). 1958 empfahlen Wissenschaftler der *Geographischen Gesellschaft der Sowjetunion* als Ostgrenze Europas den Ostfuß des Urals und der Mugodsharyberge sowie den Unterlauf des Flusses Emba; die Südostgrenze sollte der Kuma- und der Manytschniederung folgen (Dehmel 1969, S. 450). Letztere hat sich auch in der Schulgeographie durchgesetzt, doch wird weiterhin der Ural-Fluß bevorzugt. Auch der Kaukasus ist nicht völlig verschwunden. Für diesen Fall ist nicht der Montblanc, sondern der Elbrus der höchste Berg Europas.

Wer dagegen mit Ewald Banse (1912, S. 73 u. 2) gegen die „Heiligkeit der 5 - 7 [konventionellen] Erdteile“ mit einer Neugliederung der Erde in vierzehn „Milieus“ ankämpfte, für den endete Europa – das „Abendland“ – im Osten bereits an einer Linie vom Weißen Meer bis zur Donaumündung, der „wahren Ostgrenze“ Europas (Abb. 2). Nur so besitze Europa die Größe, auf die sich ein *einheitlicher* Charakter beziehen lasse. „Denn möglichst große Kleinheit“ bedinge „möglichste Konzentration der Charaktereigenschaften, möglichsten Ausschluß wesensfremder Züge“. Russland (ohne Finnland, die Ostseeprovinzen und die Weichselprovinz) firmierte als eigenständiger Erdteil „Groß-Sibirien“.

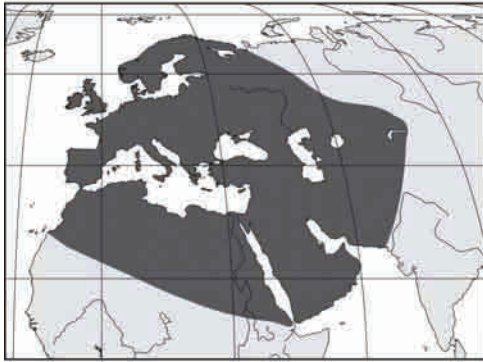
Geringere Schwierigkeiten bereitete die Grenze im östlichen Mittelmeergebiet, da Bosphorus, Marmarameer und Dardanellen, die alt-griechischen Ursprungs waren, allgemein als natürliche Grenze zwischen Europa und Asien akzeptiert wurden. Nur die Inselflur des ägäischen Meeres ließ Unsicherheiten aufkommen. Für Leopold von Buch (zit. n. Kapp 1845/I, S. 72f.) waren die Zykladen und (nördlichen) Sporaden analog den norwegischen und schwedischen Schären nur eine Fortsetzung des griechischen Festlandes. „Mit vollem Rechte und bloß von der Natur geleitet“ könne man „auf dem äußersten Felsen von Stampalia [Astypaläa] sitzen“ und feststellen: „hier ist Europa und nicht Asien, und auf den westlichen von Kos und Kalymene [Kalimnos?]: hier ist Asien und nicht Europa“. Für Alfred Philippson (²1906, S. 12f.) stand dagegen fest, dass in der Ägäis „Zusammengehöriges“ zerschnitten werden müsse, um zwischen Europa und Asien eine Grenze zu ziehen; denn im Pliozän (der jüngsten Tertiärzeit) seien Kleinasien und Griechenland noch engstens verbunden gewesen. Eine inselfreie tiefe Meeresrinne half ihm, die ägäischen Inseln auf Europa und Asien aufzuteilen und so den Schein einer natürlichen Berechtigung der Kontinentbegrenzung zu wahren. Manche Geographen hätten dagegen am liebsten alle ägäischen Inseln ihrer einheitlichen griechischen Besiedlung wegen bei Europa belassen. Andere hielten sich an die jeweiligen politischen Verhältnisse, wie dies auch heute der Fall ist.



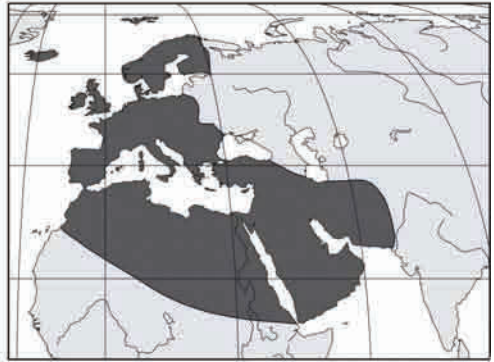
a: Rühle von Lilienstern 1811



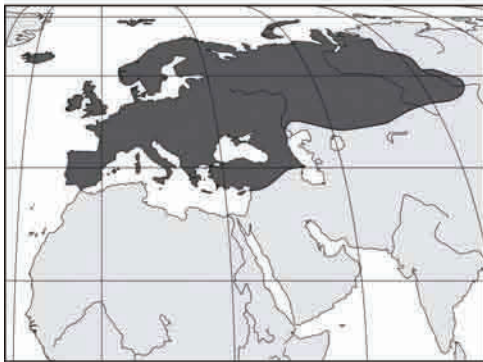
b: Banse 1912



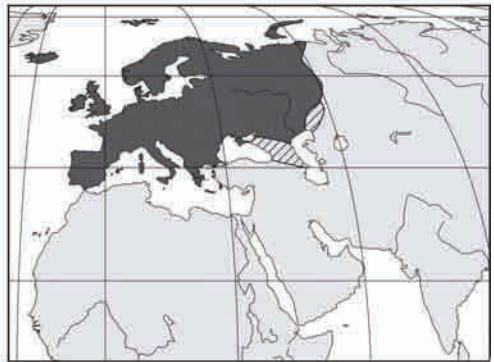
c: Hanslik 1917



d: Krüger 1953



e: Louis 1954



f: Schulbuch heute

Entwurf: H.-D. Schultz

Abb. 2: Sechs Varianten der Abgrenzung von Europa (eigener Entwurf)

Die europäische Türkei und die Türken

Durch diese Grenzziehung wurde die Türkei (das Osmanische Reich), wie Russland, in einen *europäischen* und einen *asiatischen* Teil zerlegt. Auch der unkonventionelle Banse (1909, S. 354 u. 1910b, S. 10 f.) verfuhr so und bestätigte, dass Kleinasien mit Recht so genannt werde, da es aufgrund seiner weiten Steppen im Innern „ein Abbild des großen Erdteils“ sei, für Flora und Fauna ein „Sackfang großasiatischer Lebensformen“. In kultureller Hinsicht hätten sich allerdings Europa und Asien in der Ägäis so innig vermählt wie nirgends sonst, und die Griechen verdienten zu Recht, Europäer und Asiaten genannt zu werden. Umgekehrt wird Gleiches von den Türken nicht gesagt. Auch sprach Banse vom „offenen Westlitoral“ Kleasiens, das „verlangend die vielen Arme seiner Halbinsel und Inseln hinüber nach Südosteuropa“ strecke.

Dieses „Südosteuropa“, erstmals wohl von August Zeune 1808 (S. 53) und später immer häufiger „Balkanhalbinsel“ genannt, galt als „Land des Übergangs vom Abend zum Morgenlande“ (Zeune 1833/I, S. 242), so wie umgekehrt „Klein-Asien“ „in Natur und Geschichte“ als „Brückenland“ zur „Balkanhalbinsel“ (Hettner³ 1926, S. 57) apostrophiert wurde. Die übergeordnete Landeinheit für Kleinasien war bei der konventionellen Erdteil-Gliederung „Vorderasien“, von dem Wilhelm Sievers (1904, S. 146) behauptete, es habe deutliche Ähnlichkeiten mit dem Bau Asiens überhaupt, besonders Zentralasiens, wobei allerdings der kleinere westliche Teil mit Kleinasien, Armenien und Transkaukasien „mehr ozeanischen, europäischen Charakter“ trage. In Banses alternativer Einteilung (1910a, S. 5) war „Kleinasien“ dagegen ein Teil des „Orients“, der die Halbinsel mit Nordafrika, Arabien, Syrien und dem Iran zu einem eigenen kulturspezifischen „Erdteil“ zusammenschloss.

Zu Versuchen, die Balkanhalbinsel mit dem „Orient“ zu verkoppeln und von Europa abzugliedern, wie manche Geographen es mit dem europäischen Teil Russlands machten, ist es nicht gekommen, da mit dem Rückzug des Osmanischen Reiches von der Balkanhalbinsel die Grundlage für eine solche Zusammenfassung fehlte. Parallel mit dem osmanischen Rückzug verschwand auch die lange Zeit in der geographischen Literatur gebräuchliche Bezeichnung *türkische* bzw. *türkisch-griechische* Halbinsel allmählich, zuletzt noch von Daniel (⁴1875, S. 26) gebraucht.

Wie wurden die Türken als Volk geschildert? Heute würde es recht gewagt erscheinen, pauschal über Volkscharaktere zu sprechen, wenngleich in den Schulbüchern Völker immer noch ganzheitlich auftreten, als wären sie *primordiale* Gebilde mit einheitlichem Wollen und Handeln. Damals waren solche summarischen Charakterisierungen höchst beliebt und gang und gäbe. Man war überzeugt davon, dass ganze Völker, wie einzelne Individuen, auf einen Nenner gebracht und charakterlich bewertet werden könnten. In sogenannten tabellarischen „Völkertafeln“ wurden seit Beginn des 18. Jahrhunderts „die gegenseitigen Antipathien, Aversionen, Xenophobien und Vorurteile“ (Stanzel 1997, S. 11) zu einem der Realität oft wenig entsprechenden fiktionalen Bild verarbeitet, so als wären sie das Ergebnis einer Befragung nach dem Image der jeweiligen Völker. Der Mini-

malisierung der Unterschiede durch Migrationen, Feldzüge und Invasionen habe eine bewusstseinsmäßige „Maximalisierung der vermeintlichen Differenzen“ vor allem derjenigen gegenübergestanden, „die sich politisch oder auch nur psychologisch als Nationen formierten“ (S. 12). Durch die (unvermeidliche) komparatistische Brille gesehen, gewannen diese Wertungen noch an Zuschärfung (zur Begriffsbildung heute vgl. den Überblick bei Heller 2004).

Aus solchen Völkertafeln mögen auch die geographischen Handbuchschreiber geschöpft haben, als sie mit der Länderbeschreibung zugleich an der Ausgestaltung der Nationalcharaktere gearbeitet haben, auch dem der Türken, doch kommt es bei diesen keineswegs zu einer Maximierung des Negativen, wie man vielleicht vermuten könnte. Die Türken seien, heißt es z. B. bei Villaume (1790, S. 314), „Menschen wie wir, mit eben den Eigenschaften und Fehlern, wie wir“. Ein anderer Lehrbuchautor (Gaspari ⁴1799, S. 222f.) bestätigte ihnen, „nicht so schlimm“ zu sein, „als man gewöhnlich“ glaube, „sondern ehrliche, aufrichtige, mäßige und artige Leute“. Weder fehle es ihnen an Verstand noch an Geschicklichkeit; an Guttätigkeit und Menschenliebe würden sie gar von keiner „andern europäischen Nation übertroffen“. Selbst ihre Sklaven würden sie gut halten. In moralischer Hinsicht attestierte Heinrich Berghaus (1843, S. 956) vor allem den osmanischen Türken, den christlichen Völkern des Reiches, speziell den Griechen, weit überlegen zu sein. Daniel (⁴1875, S. 44) relativierte allerdings, dass bei genauerem Hinsehen viele der an den Türken gerühmten Züge, wie Würde, Ruhe und Geduld, „auf einer negativen Seite ihres Wesens“ beruhten, „die alle rasche Bewegung des Geistes und des Leibes“ ausschließe. Wenn manche das türkische Wesen dem griechischen Wesen vorzögen, so erkläre sich dies damit, dass die „rohe Ehrlichkeit und Treue des Naturmenschen“, die oft mit Nichtwissen zusammenfalle, gegenüber „der Geriebenheit eines Handelsvolkes (...) uns immer einnehme“. Auch vergesse man, dass die Geriebenheit eine Folge der türkischen Herrschaft sei. Wilhelm Sievers (1904, S. 177) konstatierte für die Osmanen, sie hätten sich zwar körperlich „arisiert“, aber nicht charakterlich, hier seien sie „turktatarisch geblieben“. Als positiv gelten „Tapferkeit (...), Ritterlichkeit, auch Zähigkeit, Mäßigkeit, Gastfreundschaft und würdevoller Anstand“, dem „Energierlosigkeit, Ruhebedürfnis, Bestechlichkeit, Mangel an geistiger Betätigung und Neigung zur Unterdrückung der Untergebenen, endlich Grausamkeit und Sorglosigkeit“ gegenüberstünden.

Besonders einflussreich, weil der Unterrichtsvorbereitung der Lehrer dienend, dürfte der Europaband von Harms' Erdkunde (1908, S. 116, ^{13/14}1930, S. 129) gewesen sein. Harms und auch spätere Bearbeiter vermeldeten im Gegensatz zu Daniel die „guten Züge“ der Türken ohne Kautelen. Der „türkische Landbauer“ wird sogar (mit den Worten eines Ethnographen) eine „äußerst sympathische Erscheinung“ genannt, zwar nicht fleißig, aber genügsam, ein Familienmensch, der „ein gottgefällige Leben ohne Ehrgeiz, ohne Hast und Rennen nach Erwerb“ führe. Als „Kehrseite des Charakterbildes“ gelten „Herrschaftsucht und Dünkel, übertriebener Nationalstolz, religiöser Fanatismus, Unwissenheit, Phlegma und Mangel an Mitleid“.

Sucht man in den geographischen Texten nach einem durchgängig negativen Motiv, so stößt man immer wieder auf die Behauptung einer prinzipiellen Unfähigkeit der Türken zur Entwicklung ihrer Territorien und die Unterstellung einer generellen Innovationsfeindlichkeit. Beides waren Argumente, die die Herrschaft der Türken delegitimieren sollte. Mit ihrer Habsucht und ihrem Fanatismus hätten sie „die herrlichsten Länder der Erde entvölkert“ (Kolb 1829, S. 193). Ausbeutung und Unterdrückung der nicht-islamischen Bevölkerung gelten als Charakteristikum der osmanischen Herrschaft auf der Balkanhalbinsel. Wo des Türken Fuß hintrete, da wachse „kein Gras mehr, verschwinde alle geistige Bildung“ (Schneider 1840, S. 278 u. 205). Nur „höchst selten“ würden sie „von den andern europäischen Nationen (...) Verbesserungen“ annehmen und daher „immer auf dem Punkte stehen bleiben, wo sie sind“ (Gaspari ⁴1799, S. 223). Zwar würden sich „Bodenbeschaffenheit und Klima“ im Osmanischen Reich „vereinigen (...), um die höchste Productivität sicher zu stellen“, in den europäischen Länder sogar „von Natur“ (Berghaus 1843, S. 952) aus, doch habe die „Türkenwirtschaft“ (Kirchhoff ²1883, S. 115) sie verkommen und verwahrlosen lassen. Während sich alle anderen europäischen Nationen durch rastloses Streben und Wetteifern auszeichneten, würden die Türken ihr Land vernachlässigen und verwildern lassen, sich ihrem Fatalismus hingeben und ansonsten untätig die Pfeife rauchen und sich am Opium berauschen. Sievers (1904, S. 177) machte die „Eigenschaften“ der Türken für den „wirtschaftlichen Verfall“ ihrer Besitzungen verantwortlich und Harms (^{13/14}1930, S. 129) monierte, speziell den höheren Schichten, namentlich den Beamten, würden die guten Eigenschaften der Landbauern restlos abgehen. Auch hätten sie trotz des Islam ein Alkoholproblem. Otto Maull (1925, S. 307) registrierte außerdem kritisch, dass die Türkei, obwohl über die „prächtigsten Häfen“ verfügend, „nicht zum Seestaat“ geworden sei, weil die Türken vom „Volkscharakter“ her ein „Steppenvolk“ seien. Damit war implizit ausgesagt, dass sie nicht in ein Land gehörten, das ein solches Potenzial besaß.

Verantwortlich für das Darniederliegen der osmanischen Länder machte Heinrich Berghaus (1843, S. 956), und mit ihm taten es auch andere, den *Islam*, der „unfähig zu einer höhern Weltsicht“ sei. Selbst unter dem Einfluss der europäischen Denkweise bleibe er *stationär*. Würden diese Gebiete dagegen anders regiert, so könnten sie wieder werden, was sie einst gewesen seien: die „ergiebigsten der Erde“. Aus Ewald Banes (1910b, S. 3f.) Sicht passte der Islam von vornherein nicht zu Europa. Er sei „so sehr einer gewissen Natur angepaßt, so bodenbedingt wie keine zweite“ Religion, so dass er „in dem seinem Wesen fremden“ Europa keine dauerhaften Wurzeln habe schlagen können. Es sei daher „nur noch eine Frage der Zeit“ bis das Osmanische Reich endgültig von der Balkanhalbinsel verschwunden sei. Banse schrieb dies 1910. Umgekehrt legitimierte er (²1916, S. 3) die Eroberung des Orients durch die Osmanen als „eine geographische Notwendigkeit“ und betrachtete sie als Recht der „orientalischen Natur“ „gegenüber westländischer Vergewaltigung“. Eine „Assimilation“ europäischer Ideen und Gepflogenheiten, prophezeite bereits Daniel (⁴1875, S. 51), würde „nur eine völlige Zersetzung der Nationalität und damit des Reichs“ bedeuten, das doch auf türkischem Wesen basiere.

Doch nicht nur der Islam, auch der osmanische Großstaat galt für den Balkanraum und über diesen hinaus nach den Maßstäben der Länderkunde als ungeographisch, weil er nicht zu den natürlichen Bedingungen passe. Sein Zerfall kam daher für den Länderkundler wenig überraschend. Anders als bei Österreich-Ungarn, von dem manche Geographen behaupteten, dass „die Natur des Landes“ die verschiedenen Völker hier zu einer auf das Wiener Becken ausgerichteten „Lebensgemeinschaft“ zwingt (Penck 1916, S. 75), gab es für das Osmanische Reich keine entsprechende geographische Fürsprache. Die „geographische Natürlichkeit“, erklärte Banse (1910a, S. 29f.) apodiktisch, fordere „gebieterisch“ die Auflösung des „bisher einheitlichen Morgenlandes in eine Mehrzahl geographisch, d. h. naturgemäß umrissener Reiche“. Die Empfehlung an die Osmanen, sich auf Anatolien zu konzentrieren, zeuge von „hohem geographischem Scharfblick“. Schon das Gitterwerk des Reliefs der Balkanhalbinsel mit ihren zahlreichen Einbruchskesseln und der angeblich

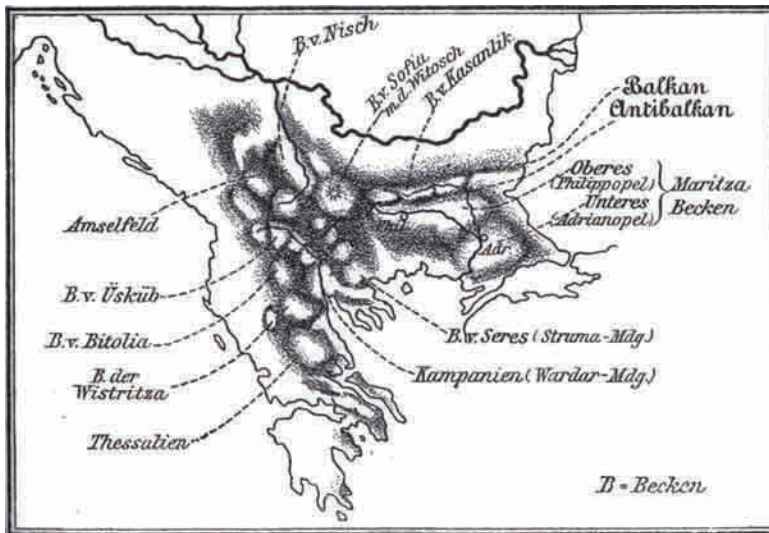


Abb. 3: Beckenbildung auf der Balkanhalbinsel, aus Harms 1908, S.

worden sei. Entsprechend erklärte er sich den Rückzug des Osmanischen Reiches nicht nur machtpolitisch, sondern sah darin auch eine Wirkung der widerständigen Kraft der Landesnatur, die sich gegen naturwidrige staatliche Zusammenfassungen sträubte. Man erkenne, meinte Theobald Fischer (1909, S. 729), bei den neuen Staatenbildungen „sofort die geographischen Unterlagen, die natürlichen Gefäße, die ihre Behälter“ seien. In diesem Sinne prüfte Philippson schon 1897 (S. 224f.) die großgriechischen Forderungen auf ihre Berechtigung. Anspruch habe Griechenland auf jeden Fall „auf das ihm national zugehörnde gesamte Gebiet innerhalb“ seiner „natürlichen Grenzen (...), also auf den Rest Thessaliens, auf Epirus und Kreta“. Aus ethnographischen Gründen sollten auch noch Teile des süd-

mit dem Relief korrelierenden ethnographischen Vielfalt signalisierten dem länderkundlich geschulten Geographen die Unmöglichkeit eines Einheitsstaates in diesem Raum, wodurch „eine unendlich traurige Geschichte bedingt“

(Harms 1908, S. 107, Abb. 3)

westlichen Makedoniens und die Chalkidike, aber ohne Saloniki, sowie die gesamten Inseln des ägäischen Meeres hinzukommen, wogegen weder „physisch-geographische“ noch „verkehrsgeographische Bedenken von Bedeutung“ sprächen. Auf Konstantinopel sowie die thrakischen und kleinasiatischen Küstensäume müsse es jedoch „für alle Zeiten verzichten“.

Auch der aus dem Ersten Weltkrieg hervorgegangene neue türkische Staat galt, obwohl er, länderkundlich betrachtet, auch armenische Landschaftsanteile umfasste, als insgesamt geographisch gut begründet. Geopolitisch wurde er von Springenschmid neben Frankreich, Spanien-Portugal, der Schweiz und Rumänien als ein weiteres Beispiel für eine „gut geschlossene Gebietsgestalt“ (1936, S. 2) präsentiert. Der Autor des Kluteschen Handbuches stellte sogar eine dreifache Einheitlichkeit fest: „*physisch-geographisch*, *anthropo-geographisch* und *politisch-geographisch*“, auf ihr beruhe „die erhöhte Bedeutung des neuen Staatswesens gegenüber der früheren Zerrissenheit und Vielgestaltigkeit“ (Frey 1937, S. 1). Wenig später (1939, S. 353) bestätigte der Geomorphologe Herbert Louis, dass dem „politischen Anatolien (...) ein geographisches zugrunde“ liege, das „von dem ersteren nicht allzusehr“ abweiche. Allerdings schien der Verbleib des europäischen Teils nicht sicher, und es fehlte in einer einschlägigen Dissertation (Heidorn 1933, S. 54f.) nicht der Hinweis, dass in Zeiten politischer Schwäche Kleinasien von seinen maritimen Rändern her immer in seine Kammern zerfallen sei. Nur die Kraft eines großen Staatsmannes, wie Kemal Pascha, könne „die einzelnen Landschaftskammern zusammenschweißen“.

Die Türken selbst wurden in ihrem zusammengeschrumpften Staat von der zeitgenössischen Geographie zunächst uneinheitlich wahrgenommen. Es sei ein schwerer Irrtum, warnte 1927 Fritz Braun (S. 109f.), dass hier, in Kleinasien, „ein selbstbewußtes Volk sein Haus“ gesäubert habe, was für den Autor die „beispiellose Härte“ gegen Armenier und Griechen einschloss, die einen erschlagen, die anderen zwangsemigriert. Die neue Türkei sei allein das Werk „eines Mannes“, der bei allen Nichttürken seines Landes ebenso verhasst sei wie bei den „Drohnen im eigenen Volk“. Den Türken mit ihrer Tracht auch ihre „Lässigkeit“ zu nehmen, das seien nur Träume. Mit Horaz meinte er, man vertreibe die Natur mit der Forke, sie kehre wieder zurück. „Unsere Kinder werden das an der Türkei beweisen können.“ Ewald Banse verbuchte dagegen die „Übernahme abendländischer Vorzüge“ als „Siege (...) germanischer Überlegenheit“ (1930, S. 287), während Siegfried Passarge (1933, S. 45) auf die „angeborenen Charaktereigenschaften der türkischen Bauern“ setzte, da die Türken z.T. Indogermanen seien und somit als „gleichwertig“ mit denen der „bäuerischen Indogermanen-Bevölkerung Europas“ angesehen werden müssten, „mindestens“ aber der Balkanhalbinsel. Dies sei „*angesichts der modernen Entwicklung der Türkei nicht ohne Interesse*“. Und so kam Passarge zu dem Urteil, der Türke Kleinasien sei „durchaus entwicklungsfähig“.

Nicht unerwähnt blieb in den geographischen Darstellungen, hier Grothe (1927, S. 53 u. 57), dass die Türken „die leidige Minderheitenfrage“ seit 1916 „planmäßig“ durch „die brutale Methode der *Ausrottung* der rassefremden Griechen und Armenier“ weitgehend er-

folgreich gelöst hätten, wie sie der Orient „oft erlebt“ habe. Im Falle der Kurden würden sie auf eine Assimilierung rechnen. Diese Aktionen hinderten Frey (1937, S. 41 u. 38f.) jedoch nicht, „dem tapferen Türkenvolke“ gar eine alle Ketten sprengende „sittliche Kraft“ zu attestieren. Die „rücksichtslose“ Vernichtung der Armenier rechtfertigte er als notwendige „Rückendeckung“ für Kemal Paschas „Rettungswerk“.

Transkontinentale Alternativen mit der Türkei vor 1945

Das Ende des Osmanischen Reiches in Europa schien vor dem Ersten Weltkrieg nur noch eine Frage der Zeit zu sein, die Grenzen der Kontinente wären dann auch eine politische Grenze gewesen, das sprichwörtliche „Türkenjoch“ hätte ein Ende gehabt, doch hat es seit dem frühen 19. Jahrhundert und verstärkt im 20. immer auch *alternative* geographische und geopolitische Vorstellungen von Europas Grenzen und dem hier interessierenden mitelmeerischen Teilraum gegeben, die die Meerengen übersprangen und das Osmanische Reich bzw. die Türkei ganz oder in Teilen mit einschlossen. Meist wurden dabei die machtpolitischen Interessen durch geographische Lage- und Gestaltargumente untermauert.

Mit einer solchen unkonventionellen Konstruktion wartete bereits 1811 (S. 60 u. 62f.) der preußische Offizier und Geograph Rühle von Lilienstern auf. Weder hielt er etwas von „wirklich naturgemäßen politischen Gränzen“, denn warum in aller Welt würden sich die Menschen diesen niemals fügen, noch konnte er eine „hervorstechende Naturgränze“ zwischen Europa und Asien entdecken. Andererseits stünden die außereuropäischen Besitzungen Russlands und der Türkei im Gegensatz zu den Kolonien anderer europäischer Staaten mit ihrem Mutterstaat in stetigem Zusammenhang und bezögen eben daraus auch ihre Energie, so dass sie von diesen nicht getrennt werden dürften. Es bleibe darum nur die Alternative, Russland und das Osmanische Reich insgesamt Europa zuzuschlagen, oder aber man entschlösse sich, beide auszugliedern, was zur Folge habe, dass Asien und Afrika „bis an die Weichsel und Donau ausgedehnt würden“.

Rühle von Lilienstern plädierte für das größere Europa, da „ein Binnenmeer, wie das Mittelländische (...) die Länder beider Küsten nicht“ trenne, sondern verknüpfe und „zu einer politischen Grenze“ ungeeignet sei. Außerdem lasse sich Europas „Gesamtwohlstand“ und seine Herrschaft über den Rest der Welt nur dauerhaft sichern, wenn auch das Schwarze, das Kaspische, das Rote und das Baltische Meer ein Teil Europas seien und „alle jene Länder von gebildeten Europäern besessen und angebaut“ würden. Erst bei dieser Ausdehnung lägen „alle Wege nach allen Indien in den Händen der Europäer“, könne Europa anderen Erdteile im Umfang die Waage halten. Eigentümlicherweise endete Rühle von Liliensterns Ostgrenze jedoch schon am Ob und ging nicht bis Kamschatka. Im Süden schloss sie neben der ganzen Nordküste Afrikas „das ganze türkische Reich“ sowie „ganz Persien bis an die Sumpf-, Sand- und Salzwüsten am Indus und Amu[darja]“ ein. Das Ungewöhnliche dieser Konstruktion (Abb. 2) war dem Autor durchaus bewusst. Er nehme,

meinte er, Gebiete hinzu, die bisher „nie zu Europa gerechnet“ worden seien, doch dürfe das „nicht stören“.

1833 erschien von einem Anonymus (S. 24f. u. 114ff.) eine umfangreiche „physisch-politischen Geographie“, die alle Kontinente nach „natürlichen politischen Abtheilungen“ gliederte, um die „Einwurzelung der Nationen auf dem Kern ihrer natürlichen Gebiete“ zu fördern. Europa endete im Osten am Ural-Gebirge und Ural-Fluß, im Südosten aber nahm der Verfasser die „taurische Halbinsel“ (Anatolien) hinzu, die er mit der „hämischen“ zu einem „natürlichen“ Griechenland zusammenfasste. Das Reich, „dessen Mittelpunkt unvermeidlich Constantinopel“ sei, gehöre „zum europäischen Gebiete, was auch Geographen und Naturkundige, in andern Rücksichten, für Abtheilungen machen mögen“. Denn die Meerenge scheidet nicht, sondern verbinde und sei nichts weiter als eine „zu beiden Seiten mit Häusern besetzte Straße“. „Wie könnte Byzanz eine bloße Gränzstadt seyn? (...) Wie könnte man Wechselverhältnisse unterbrechen die sich jeden Tag, und man möchte sagen jede Minute, kund thun?“

Im übrigen glaubte der Verfasser, dass die „zerschnittene Natur des Landes“, die sich zum Teil im Charakter seiner Bewohner wiederfinde, zur Selbständigkeit neigende Kleinstaaten begünstige, die nur durch ein föderatives Regierungssystem „an die Einheit des physischen Gebietes gebunden werden“ könnten. Die nichtgriechische Bevölkerung Kleinasien sollte „durch eine glückliche Mischung mit europäischem Blute in den Bereich unserer Civilisation“ gezogen werden, andernfalls werde die Zivilisation der Türken immer eine türkische bleiben. Für Zypern sah der Verfasser eine Sonderregelung vor: Es gehöre zwar „natürlicherweise zur Südküste der [a]natolischen Halbinsel“, sollte aber, vielleicht als Handelsdepot aller Völker, besser unter „eine besondere Garantie des allgemeinen Völkerrechtes gestellt werden“, da sie auch von den Besitzern der syrischen Küste begehrt werden könnte.

Noch weit großzügiger als Rühle von Lilienstern ließ der eigenwillige österreichische Kulturgeograph Erwin Hanslik im Ersten Weltkrieg (1917a, S. 87f.) sein Europa über die traditionellen Kontinente hinweggreifen. Es hörte für ihn erst dort auf, „wo die „geschlossenen Pflanzeninseln der europäischen Region“ ausliefen und die „geschlossene tropische Pflanzendecke“ Afrikas begann. Im Osten markierten die Hochgebirge vom Himalaja bis zum Altai das Ende Europas, die anderen als Zentralpunkt Asiens galten. Jenseits des Ural dehnte sich „Neuosteuroopa“ aus, während Nordamerika, Südafrika und Südaustralien als neues Westeuropa firmierten. Alt-Europa wurde von Hanslik als „Geistesdreiheit“ beschrieben. Sie setzte sich aus der „Gemeinschaft der Halbinselvölker Westeuropas“, der „Gemeinschaft der Festlandvölker von Osteuroopa“ und der „Gemeinschaft der Oasenvölker des Orients“ zusammen (Abb. 2).

Kleinasien, das Hanslik dem Orient anschloss, galt ihm als das „Brückenland“ zwischen Abend- und Morgenland. Seine Aufgabe sei eine „gesamteuropäische“, nämlich die wechselseitige Vermittlung der Werte. Die Herren Kleinasien dürften daher „am allerwenigsten (...) einen engen Horizont haben“ (1917a, S. 90), bei ihnen müsse vielmehr eine

„gesamteuropäische Staatsgesinnung (...) Einzug halten“ (S. 124). Die Stadt der „Synthese aller Regionen Europas“ (S. 107) war für Hanslik Konstantinopel, „die erste wahrhaft internationale Stadt der Welt“ (S. 122); hier, in Konstantinopel, liege „die Erd- und Seelenachse der europäischen Welt“ (Hanslik 1917b, Weltbild 3). Durch ihre Lage habe die Stadt eine „einzigartige Sendung zu erfüllen“, nämlich „an der Herstellung der Einheit der europäischen Kultur zu arbeiten“ (1917a, S. 120).

Im Gegensatz zu Rühle von Liliensterns rein *machtpolitischer* Konstruktion präsentierte Hanslik (1917a, S. 85 u. 87) seinen Länderkomplex als einen „natürlichen Erdteil“, einen „Lebensboden für sich“, „aus dem der europäische Mensch [d. h. der Mensch der „weißen Rasse“] als Körper- und Geistesinheit geboren“ worden sei. „Starke Naturgrenzen“ bedingten „ebenso starke Geistesgrenzen, starke Raumunterschiede“ hätten „ebenso starke Geistesunterschiede zur Folge“, so „daß die Individuation der Menschheit in erster Linie kausaler Natur“ sei, „indem sie auf die Gliederung der Erde“ zurückgehe. Insbesondere zu Beginn ihrer Entwicklung gleiche die Menschheit der Pflanzendecke; je weiter man in die Vergangenheit zurückgehe, desto flüssiger und vegetativer sei sie. Später erstarrten die Völkermassen und erfüllten die mit gestaltender Kraft wirkenden „menschennatürlichen“ Länder.

Hansliks Europa war Teil eines von ihm propagierten neuen Weltbildes, das den künstlichen alten Erdteilen „natürliche Einheiten der Erde“ als „harmonische Räume“ entgegenstellte, um die Welt im Rahmen einer neuen „Wissenschaft von der Menschheit“ als eine



Abb. 4: Das über Anatolien bis zum Persischen Golf verlängerte Mitteleuropa, aus Schmidt, Haack 1929, Kartenteil, S. 4

„einzig und gewaltige Harmonie“ darzustellen. Andere Großraumkonstrukte über die üblichen Kontinentgrenzen hinweg orientieren sich an der gar nicht harmonisch gedachten so genannten „Weltreichslehre“ (vgl. Neitzel 2000), deren zahlreiche Varianten seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts kursierten. Drei bis vier Weltmächte neuen Typs würden sich im Konkurrenzkampf um die Ressourcen der Erde zu autarken Riesenreichen entwickeln und die übrigen Mächte zur machtpolitischen Bedeutungslosigkeit verurteilen. Das beförderte die Ängste, nicht dazuzugehören, und beflügelte die Phantasie von Geographen wie Nicht-Geographen zu allen möglichen Raumkombinationen, um in den prognostizierten unerbittlichen Überlebenskämpfen der Zukunft bestehen zu können (vgl. Böge 1997).

Das deutsche Interesse kreiste in diesem Zusammenhang schon vor dem Ersten Weltkrieg und dann forciert im Krieg um ein deutsches „Mittelafrika“ und ein verlängertes Mitteleuropa von der Nordsee bis zum Persischen Golf (vgl. auch Schmidt/Haack 1929, Abb. 4). Die Türkei würde dabei Deutschland mit natürlichem Siedlungsland, Lebensmitteln und industriellen Rohstoffen versorgen und so seine Zukunft als Weltmacht sichern. Friedrich Naumann wollte dagegen 1915 (S. 2) sein „Mitteleuropa“-Projekt zunächst als „*Kerneuropa*“ mit dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn realisiert sehen, ehe eventuell Verhandlungen mit der doch sehr anders – „südländischer, orientalischer, altertümlicher und menschenärmer“ – gearteten Türkei über „Anschlußbedingungen“ aufgenommen werden könnten. Anfang der 1920er Jahre propagierte der Wirtschaftsgeograph und zeitweise Mitherausgeber der *Zeitschrift für Geopolitik*, Erich Obst (1922, S. 15), ein „europäisch-westasiatisch-nordafrikanisches Wirtschaftsreich“, das Rohstoffzufuhr und Absatzmärkte für Europa sichern sollte. Das gesamte ehemalige Osmanische Reich gehörte mit dazu. Später dehnte Obst dieses Wirtschaftsreich auf ganz Afrika aus; es firmierte nun unter der Bezeichnung „Eurafrika“. Auch der Ingenieur Herman Sörgel (1938, S. 37 u. 60), der die Wasserkraft des Mittelmeeres dazu nutzen wollte, den Europäern in Afrika neuen Siedlungsraum zu erschließen, nahm den türkisch-arabischen Raum in sein „Atlantropa“-Projekt auf. Folge man den Umrißlinien Europas und Afrikas, so empfinde man „unwillkürlich den vitalen Zusammenhang dieser Ländergebiete“, die „eine vollkommene, in sich geschlossene *Großautarkie*“ darstellen würden (Abb. 5). Statt auf einem Stier ritt „Europa“ nun auf einem Elefanten. Auf die Idee solcher Doppelkontinente, die in den 1920er/30er Jahren große Konjunktur hatte, stößt man jedoch in der naturphilosophischen und geographischen Literatur schon zur Mitte des 19. Jahrhunderts und früher.

Der Mittelmeerraum als besondere geographische Einheit

Naheliegenderweise nahm der *Mittelmeerraum* in den geographischen Konstruktionen eine ganz besondere Rolle ein, wovon natürlich auch die Platzierung der Türkei tangiert war. Während Rühle von Lilienstern seine Mittelmeer-Einheit nur postuliert hatte, ohne sie näher zu begründen, wurde diese von Theobald Fischer und anderen Geographen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ausführlich mit geographischen Argumenten untermauert. Für Fischer (1908, S. 32f. u. 42) zeigte der Mittelmeerraum „so scharf ausgeprägte“ und



Abb. 5: Europa und Afrika (inklusive Teile Vorderasiens) als autarke Großraum-
einheit, aus Sörgel 1938, S. 31

zudem überall wiederkehrende „Sonderzüge“, die gegenüber den jeweils zugehörigen Erd-
teilen klar „als Unterschiede, ja Gegensätze hervortreten“, dass eine Abgliederung und Zu-
sammenfassung zu einem eigenen Erdraum geradezu geboten erscheine, wolle man ihn

wirklich verstehen. Wo immer man die Grenze des Mittelmeergebietes überschreite, habe man „sofort den Eindruck, (...) sich in einem andern Erdraume“ zu befinden. Grenze dabei nicht als Linie, sondern als unterschiedlich breiter Gürtel genommen. Mindestens drei Jahrtausende lang habe sich dieser Raum trotz seiner Aufteilung auf drei verschiedene Erdteile „als große geographische Einheit, als Kulturherd und Schauplatz der Geschichte“ so bewährt, dass er diesbezüglich von keinem Erdteil übertroffen werde.

Diese exponierte Stellung des Mittelmeerraumes hätte eigentlich zu einer Ablösung „Südeuropas“ vom Europa-Begriff führen müssen; denn der Begriff des *Erdraum-individuums* meinte ein räumliches Ganze, dessen Teile enger miteinander zusammenhängen als mit den Teilen eines benachbarten Ganzen. Statt dessen postulierte Fischer eine *Doppelzugehörigkeit*. Südeuropa gehöre sowohl zu Europa als auch „zu einem zweiten großen Länderindividuum“, eben dem Mittelmeergebiet. Auch Kleinasien war davon betroffen. Als Teil des Mittelmeergebietes war es das Pendant zur iberischen Halbinsel, als deren „Schwesterhalbinsel“ es galt. Wie dieser fehle Kleinasien „wegen des echt asiatischen Steppencharakters des inneren Hochlands eine beherrschende Landschaft“; politisch geeint sei es daher nur gewesen, wenn es „von der gemeinsamen Hauptstadt Konstantinopel aus mit der südosteuropäischen Halbinsel verbunden“ gewesen sei.

Im Ersten Weltkrieg behauptete Otto Maull (1917, S. 312), der sich zu einem Süd- und Südosteuropa-Experten profilierte, in Anlehnung an die Ziele des Zweibundes, dass die „Natur der geographischen Verhältnisse“ „Mittel-Europa, Südost-Europa und Vorder-Asien“ zu einem vielfach „verknüpften Lebensorganismus“ zusammenschließe, dessen Glieder sich aufgrund ihrer unterschiedlichen Ausstattung bestens ergänzen würden. Nach Kriegsende beeilte er sich, Griechenlands Bestreben, sich an der kleinasiatischen Küste festzusetzen, das Philippson (s.o.) noch abgewehrt hatte, als geographisch berechtigt auszuweisen, indem er (erstmalig in der Geographie, wie er stolz hervorhob) ein „griechisches Länderindividuum“ propagierte, das als „ein Gebiet innigster Vermählung von Land und Meer“ alle Randlandschaften der Ägäis, also auch Westkleinasien, umfasste und darüber hinaus noch etwas Hinterland. Dieses „griechische Mittelmeergebiet“ zeige in allen seinen geographischen Erscheinungen „merkwürdig einheitliche Züge“, die in „unverkennbaren kausalen Wechselbeziehungen“ stünden und das „morphologische Gefäß“ für „einen politischen Lebensraum“ abgäben (Maull 1922, S. 4, 6 u. 72f.).

Nachdem das griechische Projekt gescheitert war, reagierte Maull (1925, S. 630 u. 642) auf die italienische *Mare-nostro*-Politik und plädierte für eine große „mittelmeerische Lebensgemeinschaft“ unter Einschluss der südosteuropäischen Länder, die über die Donau und das Schwarze Meer mit diesem verbunden seien. Italien sollte die Führungsmacht dieses Staatenbundes sein. Der östliche Mittelmeerraum wurde dabei als „Ägäische Lebensgemeinschaft“ zu einem eigenen Teilraum zusammengefasst. Nach Ausweis der Karte sollten ihr neben Griechenland und der Türkei noch Albanien, das jugoslawische Makedonien und Zypern angehören. Solche Raumgemeinschaften erschlossen sich Maull in klassischer Geographenmanier aus einer angeblich „vorurteilsfreien Betrachtung der Karte“. Sie wa-



Abb. 6: nicht Zerrissenheit, sondern Symmetrie glaubte Jahrreiß 1933, S. 11, zu erkennen, wenn Europa gedreht würde

ren für ihn *geographische Notwendigkeiten* und Vorstufen größerer Zusammenfassungen bis hin „zu einem erdumspannenden Völkerbund“.

In seiner *Länderkunde von Südeuropa* (1929, S. 441 u. 443) hob Maull (wie andere vor ihm) besonders die Stellung Konstantinopels hervor, das eine „der eigenartigsten und

reizvollsten Erdstellen“ darstelle. Hier liege an der Grenze zweier Erdteile „eine Weltstadt“, die von dem Kampfe erzähle, in dem beide miteinander gestanden hätten, die aber auch von der „Kraft der Erdstelle“ zeuge, welche „die hier einander entgegenstrebenden Länder zeitweise zusammenzufassen“ vermocht habe. Diese „erdgebundene Kraft“ sei „auch heute noch nicht erloschen“. Maull bezweifelte daher, dass die Stadt mit dem Verlust ihrer Hauptstadtfunktion zugunsten Angoras (Ankaras) für alle Zeiten auf ihre Vorherrschaft verzichtet habe; denn die „immer wiederkehrende Wirkung“ der Kraft einer Erdstelle könne durch „keine menschlichen Maßnahmen aufgehoben werden (...), mögen diese für den Augenblick noch so klug und zeitgemäß sein“. Konstantinopel habe „in dieser Wirkung nicht nur Staatsmänner, sondern auch Staaten überdauert“. Für wen dieses Orakel die Zukunft zeigte, ließ Maull offen.

Der von Maull (1925, S. 93f.) hierfür geschaffene geopolitische Fachbegriff ist der der „*politischgeographischen Wiederholungen* oder *Homologien*, die immer wieder an den gleichen Raum gebunden“ seien. Im *Geopolitischen Typenatlas* von Schmidt-Haack (1929, Kartenteil, S. 4) wird dieser Begriff am Beispiel des ägäischen Raumes kartographisch veranschaulicht. Der kommentierenden Text (Textteil, S. 5f.) spricht von einer geopolitischen Gesetzmäßigkeit, die nicht bezweifelt werden könne. Der „Drang nach der gegenüberliegenden Küste“ wird außerdem auf klassische Weise abgesichert durch die Feststellung, dass der Küstenraum des östlichen Mittelmeerbeckens eine „ausgesprochene geographische Individualität“ sei.

1933 (S. 11 u. 17) erschien in den *Schriften zur Geopolitik* die Studie eines Staatsrechtslehrers, Hermann Jahrreiß, den die übliche kartenmäßige Darstellung Europas durch die Geographie unbefriedigt ließ. Drehe man nämlich die Karte und blicke nicht von den Halbinseln des Mittelmeeres auf Europa, sondern von einer Grundlinie, die den Ural mit dem Kaspischen Meer verbinde, so baue sich „ein reichgegliedertes, aber nicht mehr uneinprägsam zerfetztes, sondern überwiegend symmetrisches Gebilde auf“. Statt wie bisher Kleinasien mit der Spanischen Halbinsel zu parallelisieren, war jetzt Skandinavien das Pendant zu Kleinasien, und die Ostsee erschien als die nordische Variante des Schwarzen Meeres mit dem Sund als nordisches Meerengen-Byzanz. Diese Drehung der Karte sollte den Nachweis unterstützen, dass Europa von Germanen gesammelt worden sei mit dem Ostseebezirk als Aufmarschgebiet. In einer Fußnote fügte Jahrreiß hinzu, dass Europa bei einem Blick von der Amazonasmündung aus „in der Gestalt einer Kröte“ entgegenkomme (Abb. 6).

Für die speziellen „Großeuropa“-Konzepte aus der Zeit des „Dritten Reiches“, die ganz im Kontext der Lebensraum-Ideologie standen und die Türkei sowie Nordafrika als ergänzende Räume mit einbezogen, sei auf Kletzin (2002) verwiesen. Sie überlebten (s.u.) auch den Weltkrieg, jetzt ohne die Blut- und Boden-Semantik propagiert.

Konstruktionen nach dem Zweiten Weltkrieg

Die Tendenzen, die Türkei mit Europa zu verbinden und die klassische Kontinenteinteilung zu überwinden, setzten sich auch nach dem Zweiten Weltkrieg in der geographischen Literatur fort. Erwähnt sei zunächst die *Allgemeinen Politische Geographie und Geopolitik* Albrecht Haushofers, die 1951 posthum erschien, aber auf die geographische Raum-Diskussion ohne großen Einfluss blieb. Haushofer konstatierte, dass es keine zwingende Grenze zwischen Asien und Europa im Osten gebe. Erst recht aber sei es „unmöglich, (...) durch die ertrunkenen Flußtäler von Bosphorus und Dardanellen, durch das geographisch höchst einheitliche Marmaragebiet und durch einen der eigenartigsten ‘amphibischen’ Raumkörper der Erde, die Ägäis“, eine Erdteil-Grenze zu legen. Zwar müsse die geographische Wissenschaft auf Eurasien als Erdteil beharren, doch bei seiner Untergliederung zeige sich, dass „von der Natur, einschließlich der Kulturfaktoren, keine zwingenden Rahmen-Maße“ existierten (S. 180f.). So kannte Haushofer neben einem großen Mittelmeerraum, der „Mediterraneis“, einen weiteren „Raumkörper“, der aus dem „alpid umrahmten Südosteuropa“ und dem „alpid umrahmten Anatolien“ bestand, mit dem Marmarameer als „natürlichem Zentrum“. Trotz Abgrenzungsproblemen im Norden und Osten sei die Zusammengehörigkeit dieser Gebiete „als solche unbezweifelbar“ (S. 187). Aber galt dies auch für die Ewigkeit? Die größeren Raumeinheiten, meinte Haushofer, erfüllen „den stärkeren Teil ihres Wertes für den Menschen nicht von geographischen, sondern von geschichtlichen Zusammenhängen“ her, so „daß ‘zwingende’, d. h. zu allen Zeiten gültige ‘Ländergestalten’ nur in seltenen Fällen geographisch begründet werden“ könnten, mithin „das Schwanken von Raumzusammenfassungen die Regel“ (S. 201) sei. War der teilkontinentale „Raumkörper“ am Bosphorus eine Ausnahme davon?

Anfang der 1950er Jahre erklärte Karl Krüger (1951, S. 23ff.; 1953, S. 119ff. u. 130), der technische Geographie lehrte, dass die Türkei „ein Übergangsland, ein Durchgangsland“ sei, das „eine Mittlerrolle (...) zwischen andersartigen Kultureinheiten“ zu spielen habe. Damit verliere „der Grenzbegriff Europa/Asien gerade auch am Bosphorus mehr und mehr an Bedeutung“. Über die Zwischenschritte „Westeuropa“ und „Kontinentaleuropa“ wollte Krüger zu einem „größeren Europa“ kommen, das auch die islamischen Länder Vorderasiens und Nordafrikas umfassen würde. Beide Gebiete seien durch den Einfluss des Hellenismus mit Europa verwandt und gehörten naturgeographisch zum einheitlichen Mittelmeerraum. Als Ostgrenze Europas nahm Krüger die Westgrenze der Sowjetunion an, die von Europa nur die Technik, aber nicht den europäischen Geist übernommen habe (Abb. 2). Karl Marx Lehre, die an sich schon „nicht ‘echt’ europäisch“ sei, „sondern streng logisch-materialistisch“, habe in der Gestalt des Bolschewismus erst recht „das Eindringen ‘europäischer’ Gefühlswerte“ verhindert.

Ebenfalls in den 1950er Jahren versuchte Herbert Louis (1954, S. 86f. u. 90f.) die Starrheit des konventionellen Erdteilbegriff aufzubrechen, indem er einen (auch bei anderen Geographen Anklang findenden) „anthropogeographischen Kontinent“ Europa postu-

lierte, der im Osten am mittelsibirischen und baikalischen Hochland und im Süden an den asiatischen Wüsten und Wüstensteppen endete. Zusammengehalten sah Louis sein in Kern- und Randgebiete unterteiltes „Groß-Europa“ durch eine lückenlose, flächenhafte Besiedlung durch die „sogenannte weiße Rassegruppe“ und die Konzentration auf Getreidebau und Viehzucht seit dem Neolithikum. Die nördlichen Randgebiete mit ihren „wesentlich anderen Lebensverhältnissen“ schloss er kulturell Europa an. Im Südosten registrierte er ein Schwanken der Grenze zwischen seßhafter bäuerlicher Kultur und Nomadentum, da sich die Steppen für beides eignen würden. Doch sei Anatolien trotz der Dürftigkeit seiner Steppenräume „in ständig zunehmendem Maße“ dabei, sich in ein „Randgebiet des anthropogeographischen Groß-Europa“ zu verwandeln (Abb. 2). Erst das wüstenhafte Arabien sei eindeutig integraler Bestandteil des „anthropogeographischen Kontinents ‘Orient’“.

Im Gegensatz zu Krüger sah Louis in der osteuropäischen Ideenwelt keinen störenden Fremdkörper. Vielmehr sei diese nichts weiter als eine Weiterentwicklung „europäischer Urelemente“, wozu er neben Christentum und Ständegedanken auch Rationalismus und Materialismus rechnete. Die nordafrikanischen Küstengebiete sah er dagegen wirtschaftlich wie kulturell eher im Wettbewerb und in Spannung zur nördlichen Küste stehen und stärker an die Sahara gebunden. Fünfundzwanzig Jahre später, 1979 bestätigte er die Konzeption seines „geographischen Kontinents“ Europa und die Randstellung Anatoliens *innerhalb* dieses Kontinents noch einmal.

Höchst unzufrieden mit der klassischen Kontinentgliederung gab sich auch der Wirtschaftsgeograph Theodor Kraus (1968, S. 711f. u. 715f.), der von einem primitiven „Fibelwissen für Kinder“ sprach. Durch eine willkürliche Grenzziehung würden z. B. im Ägäischen Meer Küste und Gegenküste auseinandergerissen, die Jahrtausende vereint gewesen seien. Hellespont und Bosporus seien „ertrunkene Flußtäler, und von Byzanz“ blicke man „auf das andere Ufer wie von Bingen nach Rudesheim“. Istanbul vereine Europa und Asien, „wie am Rhein Köln und Deutz zusammengehören“ würden. Rumelien und Anatolien seien „Länder-, nicht Erdteilbegriffe“. Kleinasien, „von der Ägäis leicht zugänglich“, sei zwar „sonst abgeriegelt“, auch trage „seine plumpe Gestalt, sein wüstenhafter Kern (...) uneuropäische Züge“, „gleichwohl“ könne man es „mit der iberischen Halbinsel vergleichen“.

Als „geistigen Erdteil“ verteidigte Kraus den Europabegriff jedoch, der „in der Kulturlandschaft seinen unverwechselbaren Ausdruck“ finde. „Wer verbundenen Auges an beliebigem Orte abgesetzt worden wäre, würde sehend, alsbald Europa identifizieren“, selbst wenn es Osteuropa wäre; denn europäische Landschaften böten sich „wie kunstvolle Variationen eines großen Themas dar“. So plädierte Kraus für Europa als einen „Kulturkontinent“, der zeige, „wie eine große Kulturgemeinschaft ihren Raum in unverwechselbarer Weise gestalten“ könne.

Wollte man die Erde insgesamt in solche „Kulturerdteile“ gliedern, müsste man allerdings in Kauf nehmen, dass es angesichts der Dynamik der Kultur keine Stabilität bei

der Zuordnung von Räumen gebe könne und die Begrenzung unsicher bleibe. So sei vom Kulturerdteil Europa bekannt, dass er wachse. Kraus fragte sich: „Ist die Türkei noch dem Orient zuzurechnen? Hat in ihr die traditionelle Unterscheidung von Europa (Rumelien) und Asien (Anatolien) noch einen tieferen Sinn?“ Während er für die Zugehörigkeit der Türkei zu Europa eine definitive Antwort schuldig blieb, sah er Sibirien bis zum Baikalsee, das üblicherweise als Nordasien firmiere, durch die russische Kolonisationsarbeit seit der Zarenzeit zu Europa gehören. Eine Grenze sei „weder physisch noch kultur-geographisch (...) vorhanden“. Und warum sollte man nicht für die Gegenwart „die ozeanischen Küstenländer um den nördlichen Atlantik, Europa und Amerika, als einen zusammengehörigen Kultur- und Wirtschaftsbereich, als anthropogeographischen Erdteil, auffassen“. Schon Banse (1910a, S. 3) hielt eine „immer und allein gültige Definition“, konkret ging es ihm um den Orient, für „schlechterdings unmöglich“; es könne sich stets nur um eine Augenblicksbestimmung handeln, die der „geographischen Zusammenstimmung der Faktoren“ „für die Gegenwart und für die nächste Zukunft“ am besten gerecht werde.

Das von Kraus präferierte Konzept der „Kulturerdteile“ ist eng mit dem Namen Albert Kolbs (1962) verbunden, der es besonders propagiert hat. Durch die Aktivitäten Jürgen Newigs (1986) ist es in Teilen in der Schulgeographie bis heute fest verankert, aber höchst umstritten. Als Abgrenzungskriterium wird von Kolb (S. 46) angegeben, dass hier in subkontinentaler Größenordnung Natur- und Kulturelemente auf *einmalige* Weise eine landschaftliche Verbindung eingegangen seien und dieser Raum auch sonst in geistiger und gesellschaftlicher Hinsicht und in Hinblick auf seine geschichtliche Entwicklung eine *unverwechselbare* Eigenständigkeit zeige. Wie schon Banse, bevorzugte auch Kolb ein Europa ohne Russland. Er unterschied zwischen einem „abendländischen“ (dem älteren eigentlichen „Halbinsel-Europa“) und einem „russischen Kulturerdteil“ (Banses „Russosibirien“), wobei er jedoch die baltischen Provinzen zum „abendländischen Europa“ rechnete. Die Türkei wird mit Nordafrika als Teil eines „orientalischen Kulturerdteils“ geführt. Als dessen Charakteristikum gilt der Islam. Auch ihr europäischer Teil ist damit nicht mehr Europa. Dagegen stellte erst jüngst Ernst Struck erneut fest, dass die „postulierte Einheit von Natur und Kultur“, die das Konzept der Kulturerdteile unterstelle, es zwar „nahezu selbstverständlich“ erscheinen lasse, dass die Türkei nicht zu Europa gehöre, das Argument aber tatsächlich „falsch“ (2007, S. 54) sei; denn plattentektonisch und physisch-geographisch gebe es keine Trennungslinien zwischen Europa und Asien.

Im Gegensatz zu Haushofer, Krüger, Louis, Kraus, Kolb u. a. hielten viele Geographen auch nach dem Zweiten Weltkrieg an den traditionellen Erdteilen fest. Europa, dessen gewaltmäßige „Neuordnung“ durch das Deutsche Reich man soeben noch begrüßt hatte, wurde nun von Otto Jessen (1948, S. 28) als Teil einer friedlichen Hoffnungswelt imaginiert, „in der die Kontinente in brüderlicher Verbundenheit leben, jeder die ihm von der Natur bestimmten Aufgaben erfüllt und sich alle wie die Räume eines Wohnhauses in sinnvoller und harmonischer Weise ergänzen“, während Edwin Fels (1951, S. 30) darauf setzte, dass die „ausgezeichnete naturgeographische Bedingungen“ Europas den europäischen

Gemeinschaftsgedanken voranbringen würden. Otto Maull (1951, S. 668 u. 670) konstatierte allerdings, dass Europa sich nicht „in die Reihe der Erdteile“ als geographischer Begriff einfügen lasse, auch habe seine geographische Struktur die Einheit sogar mehr behindert als gefördert, wenngleich es mit Ausnahme der Antarktis eine geringere „länderkundliche Spannung“ als die anderen Kontinente aufweise. Trotzdem sei es zu einem „weitgehend homogenen Kulturraum geworden“, da zwischen seinen Raumkammern „eigenwillige Lebensbindungsgänge entstanden“ seien, die „durch Niederlegung sperrender Wände (...) Europa zur Einheit verklammern könnten“.

Abschließendes

Gehört die Türkei zu Europa? Und kann der Geograph diese Frage durch Verweis auf die Grenzen des Kontinents definitiv beantworten? Er kann es nicht; denn er müsste sich, wie der Kulturgeograph Heinz Faßmann 2001 auf dem Schulgeographentag in Wien ausgeführt hat, dazu bekennen, „dass wir nicht genau wissen, wo Europa endet – oder besser gesagt – dass wir es genau wissen, dass die Abgrenzungen schlichtweg gesellschaftliche Konventionen darstellen“ (2002, S. 30). Wie auch hier gezeigt, kennen die Geographen in ihrer Fachgeschichte verschiedene Europabegriffe in unterschiedlicher räumlicher Ausdehnung, auch innerhalb derselben Kategorie. Sie verfügen über keinen verbindlichen Europabegriff. Und es macht auch keinen Sinn nach einem solchen zu suchen. Gebirgszüge und Meerengen, Küstenlinien und Flüsse, sumpfige Niederungen und Wüsten sind nicht von sich aus Europas Grenzen, sondern werden dies erst im Kontext von Erzählungen, die jenseits des Gebirgskammes, am anderen Ufer oder der Gegenküste eine andere Welt beginnen lassen. Dasselbe gilt für kulturelle und alle anderen Merkmale: Ohne ein hinzukommendes narratives Moment bedeuten sie nichts, rein gar nichts.

Die klassische Geographie hat allerdings überwiegend den Eindruck erweckt, dass die Kontinente mehr als eine Vereinbarung seien, nämlich wesenhafte Räume, deren Eigenschaften sie als quasi-lebendige Individuen ausweisen. Das ist inzwischen Geschichte. Heute gehört es in der Geographie zumindest rhetorisch zum Standard, sich von jedem *reifizierenden* Umgang mit Räumen zu distanzieren. Der Kontainerraum, auch wenn er für bestimmte Fragestellungen durchaus Sinn macht, ist fast schon zum Antiraum des Geographen geworden. Und so sucht die heutige wissenschaftliche Geographie auch nicht mehr nach den ‘wahren’ Grenzen Europas und sieht auch im Relief der Erdoberfläche keine politische Raumordnung mehr vorgepaust, wie einst die Länderkunde. Ein Rückblick in die Geschichte des Faches zeigt überdies, dass auch die vermeintlich objektiven Räume der klassischen Geographie keine seinsverankerten Wesenheiten waren, sondern subjektive, standortgebundene und demzufolge durchaus wandelbare Konstrukte, die sich oft opportunistisch und kaum verhüllt an den Zeitläuften orientierten. Damit entfällt jede Eichfunktion physischer Räume gegenüber einer politischen Wirklichkeit, die sich der vermeintlich allein richtigen, weil naturgemäßen Weltordnung nicht fügen will.

Das heißt freilich nicht, dass sich mit der Feststellung des Konstruktiven der Räume das Konstruieren von Räumen erledigt habe. Niemandem ist es verwehrt, in wissenschaftlicher Absicht Räume zu bilden und damit Grenzen zu ziehen, um die Welt durch solche Ordnungen begreifbarer zu machen. Die Räumemacher dürfen nur nicht der Suggestion erliegen, als gäbe es eine vom Subjekt unabhängige, von Interessen freie Raumgliederung, die darüber entschiede, was richtig und was falsch ist. Und während früher das Interesse des Geographen darauf gerichtet war, nach den wahren Grenzen der Länder und Kontinente zu suchen, um entscheiden zu können, wer wirklich zu einem bestimmten Raum gehörte und wer nicht, so analysiert er heute die Verortungsdiskurse (vgl. Lossau 202, S. 135ff.) und fragt nach den Bedingungen und Umständen der Konstruktion. *Wer hat wen aus welchen Gründen in welchem Kontext wo platziert oder umplatziert; wer hat mit welchen Argumenten wem eine gewünschte Platzierung oder Umplatzierung verweigert, der Türkei beispielsweise einen Platz in Europa.* Für den geisteswissenschaftlichen Europabegriff hat schon Sattler (1971, S. 39) festgehalten, dass die Bestimmung Europas als Sinneinheit eine Abstraktion sei, die auf anderen Abstraktionen beruhe, „keineswegs aber (...) [auf] Fakten, die im naturwissenschaftlichen Sinne ‘vorgegeben’ wären“. Untersuchungen zum geisteswissenschaftlichen Europabegriff könnten daher „nur darauf ausgehen, einmal verschiedene Möglichkeiten der Definition zu registrieren, zum andern aber zu versuchen das ihnen Gemeinsame herauszuarbeiten“.

Auf den Geographieunterricht übertragen, hieße dies, dass den Schülern deutlich werden sollte, dass es nicht den einen gültigen Europabegriff gegeben hat und gibt, sondern viele Europabegriffe mit sehr unterschiedlichen Zwecksetzungen und Begrenzungen, was die Einsicht einschließt, dass die Grenzen, um die es hier geht, nicht einfach da sind, sondern von Menschen in gesellschaftlichen Kontexten beschlossen und gezogen werden. So ist beispielsweise auf einer vom Europarat veranlassten Tagung zu Beginn der 1960er Jahre von Wissenschaftlern und Schulgeographen vorgeschlagen worden, „die Türkei im ganzen, also mit ihrem anatolischen Hauptteil aus historischen, politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Gründen zu Europa zu rechnen, was die Möglichkeit einschließt, auch Zypern unter gleichen Gesichtspunkten zu Europa zu rechnen“ (Sattler 1971, S. 14).

Tatsächlich ist es nicht dazu gekommen (Abb. 2). Nur Zypern wird inzwischen häufig als Teil Europas ausgewiesen, wobei die Absurdität entsteht, dass, wie in „Heimat und Welt“ (2004, S. 117f.), die physische Karte die Insel eindeutig als Asien ausweist, während die Karte der „europäischen Großregionen“ es „Südeuropa“ anschließt und die Schüler gar darauf hingewiesen werden, bei der Erstellung einer eigenen Wandkarte dieser Großregionen auf „die richtige [!] Umgrenzung“ (119) zu achten, als gäbe es eine solche. Dabei zeigt schon ein Blick in andere Schulbücher, dass dem nicht so ist; denn während „Heimat und Welt“ den europäischen Zipfel der Türkei zu Südosteuropa rechnet, taucht er in anderen Büchern als Südeuropa auf.

So hat sich die Schule noch immer nicht von der klassischen Erdteilgliederung inklusive vermeintlich feststehender Subgliederungen verabschiedet, die sie mit großem metho-

dischen Aufwand (wie Basteln, Kartenzeichnen, tabellarisches Zuordnen und Rechnen) den Kindern einzuprägen versucht, so dass allein schon deshalb der Eindruck entstehen muss, dass ihr eine ganz besondere Bedeutung zukommt. Dabei ist es durchaus fraglich, ob sich dieser Aufwand lohnt, zumal das vermeintlich sichere Schulbuchwissen die Meinungsbildung in der Frage der EU-Vollmitgliedschaft der Türkei (wie auch jeden anderen Staates, der eine solche beantragte) nicht befördert, sondern behindert, weil es den politischen Entscheidungscharakter bei der gesuchten Antwort verdeckt. Auf die Frage des *Spiegel*, ob es für ihn eine räumliche Begrenzung Europas gebe, antwortete der Soziologe Ralph Dahrendorf (2006: 111), er „finde die Geographielehrereinstellung zu Europa uninteressant.“ Auf die Nachfrage, ob Europa dann bis Aserbaidschan gehe, erwiderte er: „Man wird sehen. Wenn ein Land Mitglied werden will, dann muss man die Kriterien prüfen: Ist es fähig, ist es reif dafür? Aber man sollte nicht mit dem Maßstab zu Werke gehen, den wir in der vierten Volksschulklasse gelernt haben, dass irgendwo Europa endet und Asien beginnt“. Ein anderer Autor (Bideleux 2003, S. 93) wünscht sich geographische Definitionen von Europa (...), die so umfassend wie möglich sind“, und hält es gar für „gefährlich“, „auch nur zu versuchen, klare geographische Definitionen oder ‘essentialistische’ kulturelle Konzeptionen von Europa aufrechtzuerhalten“.

Damit ist die Identitätsproblematik angesprochen, die im Geographieunterricht nicht als soziales Phänomen, sondern als „Raumbewusstsein“ behandelt wird, das an physisch-geographische Räume gebunden ist. Wer aus europäischem Raumbewusstsein handelt und den konventionellen Erdteilbegriff zugrunde legt, müsste demnach einem Türken, der Europäer sein wollte, sagen, er habe das falsche Raumbewusstsein. Die Gefahr, Menschen durch Festlegung auf bestimmte Räume in Klischees einzuschweißen, hat schon Theodor Kraus (1968, S. 695) gesehen. Würden mit den Namen der traditionellen Kontinente nur harmlose topographische Adressenangaben verbunden sein, gäbe es keinen Grund zur Kritik. Tatsächlich würden diese jedoch eine Fülle von Assoziationen auslösen, die „der Willkür kaum Grenzen“ setzen. Bei Verwendung der Adjektive, wie „asiatisch“ oder „europäisch“, die „steigerungs- (oder auch minderungs-)fähig“ seien, könne gar „ein Land ‘asiatischer’ als das andere, ein drittes (...) vielleicht [als] das ‘asiatischste’ überhaupt erscheinen.“

Sieht man sich nun um, was als *typisch europäisch* gilt, so stößt man auf lauter Werte und Ideale, die nicht an den Grenzen Europas Halt machen, ja bekanntlich auch nicht Halt machen sollen, wie Rationalität, Menschenrechte, Toleranz, Demokratie und Rechtsstaat. Das Dilemma ist offensichtlich und schon öfters bemerkt worden: Entweder verbergen sich dahinter europäische Werte, die dann freilich *regional* begrenzt wären, so dass ihre Einhaltung durch Nicht-Europäer nicht beklagt und eingefordert werden dürfte, oder aber sie gelten *universal*, was sie aber umgekehrt für eine spezifisch europäische Identitätsbildung untauglich machen würde. Mit dem Christentum ist es nicht anders. Auch ist Europas Bevölkerung ohnehin kein geschlossener „Christenklub“. Und das gern zitierte historische Erbe verweist weniger auf eine europäische Einheit als vielmehr auf heftige

Auseinandersetzungen, gerade auch unter den Christen.

Bedarf es aber überhaupt der Imagination einer einheitlichen, die gern betonte europäische Vielfalt überformenden Identität, die sich an der problematischen Identitätsbildung des klassischen Nationalstaats orientiert, nur auf einer anderen Maßstabsebene? Wodurch unterscheidet sich eine solche Europaerziehung von der früheren „vaterländischen“ Erziehung, die heute als Indoktrination gilt? Oder sollte man die Frage der Identität nicht besser den Individuen überlassen, die den Zusammenhalt durch ihre Aktivitäten voranbringen, und sich im Übrigen damit begnügen, dass ein Staatenverband aus teilsouveränen Einzelstaaten unterhalb der Schwelle eines Superstaates sich den kleinen und großen Problemen der Gegenwart und Zukunft im Weltkontext stellt und sie als effiziente Sicherheits- und Überlebensgemeinschaft *rational* zu lösen versucht?

Längst leben wir in verschiedenen Europas. Zahlreiche europäische Institutionen gehen über die konventionelle Abgrenzung des geographischen Europas hinaus. In manchen machen auch arabische Staaten und Israel mit. Staaten ohne territoriale Verankerung im konventionellen Europa, wie z. B. die USA und Kanada, sind Mitglieder der OSZE. Die Westgrenze der *Europäischen Gemeinschaft* liegt derzeit mit St. Martin in der Karibik, die Südgrenze mit Réunion im Indischen Ozean, wie auf den Euro-Scheinen zu sehen. Bei nicht wenigen europäischen Institutionen (dem *Europarat*, dem *Europäischen Gewerkschaftsbund*, der OSZE usw.) ist die Türkei dabei, sie kann vor dem *Europäischen Gerichtshof* wegen Menschenrechtsverletzungen verklagt werden, aber für eine Vollmitgliedschaft in der EU erscheint sie vielen „Europäern“ nicht europäisch genug, ja einigen Gegnern nach Geschichte, Kultur und Mentalität gar als das Gegenteil von europäisch, so dass sie eine tödliche Gefahr für Europa heraufziehen sehen, wenn die Türkei Vollmitglied würde.

Als es Mitte der 1990er Jahre immer unwahrscheinlicher wurde, dass es überhaupt zu Verhandlungen mit der Türkei über ihre Vollmitgliedschaft kommen würde, die nun doch noch in Gang gekommen sind, tröstete die türkische Tageszeitung *Cumhuriyet* (zit. n. Der Tagesspiegel, 13.12.1995) ihre Leser: „Der Begriff Europa ist weder ein Kontinent, noch eine Geographie noch eine Organisation. Jedes Land, das sich die Kultur der modernen Zivilisation zu eigen macht, kann als europäisch bezeichnet werden“. Damit wird Europa aus seiner starren physisch-geographischen Begrenztheit entlassen und zu einem wandelbaren sozialen Raum umgedeutet. Dieses Europa steht jedem offen, der sich über bestimmte soziokulturelle Praktiken als Europäer definiert und auf europäische Weise kommunizieren will. Die Türkei ist auf diesem Weg deutlich vorangekommen, ob sie ihn entschlossen weitergehen wird, wenn die Verhandlungen nicht zu einer Vollmitgliedschaft in der Europäischen Union führen, ist offen.

Literatur

- Anonymus (M. Aichen?) 1833: Ueber das physische Element der Bildung und der Wechsel-Verhältnisse der Staaten, oder Natürliche Diplomatik. Stuttgart.
- Banse, Ewald 1909: Der Orient. In: Petermanns Mitteilungen 55, S. 301-304, 351-355.
- Banse, Ewald 1910a: Die Atlasländer (Orient I). Leipzig (= Aus Natur und Geisteswelt 277).
- Banse, Ewald 1910b: Der arische Orient (Orient III). Leipzig (= Aus Natur und Geisteswelt 279).
- Banse, Ewald 1912: Geographie. In: Petermanns Geographische Mitteilungen 58, S. 1-4, 69-74, 128-131.
- Banse, Ewald ²1916: Die Türkei. Braunschweig.
- Banse, Ewald 1930: Buch der Länder. Landschaft und Seele der Erde. Das Buch Fremdland. Berlin.
- Berghaus, Heinrich 1843: Grundriß der Geographie. Breslau.
- Bideleux, Robert 2003: Europakonzeptionen. In: Kaser, Karl et al. (Hg.), Europa und die Grenzen im Kopf. Klagenfurt (= Wieser, Enzyklopädie des europäischen Ostens Bd. 11), S. 89-111.
- Böge, Wiebeke 1997: Die Einteilung der Erde in Großräume. Hamburg (Arbeitsergebnisse und Berichte zur wirtschafts- und sozialgeographischen Regionalforschung 16).
- Braun, Fritz 1927: Kleinasien. In: Gerbing, Walter (Hg.): Das Erdbild der Gegenwart. Bd. 2. Leipzig, S. 103-115.
- Dahrendorf, Ralf 2006: Spiegel-Gespräch: „Doppelmoral gibt es überall“. In: Der Spiegel, Nr. 18, 29.04.2006, S. 109-111.
- Daniel, Hermann Adalbert ⁴1875: Die europäischen Länder außer Deutschland. Leipzig (= Handbuch der Geographie 2).
- Dehmel, R. 1969: Europas Grenze gegen Asien. In: Geographische Rundschau 11, S. 450.
- Diamond, Jared 1998: Arm und Reich. Frankfurt a.M.
- Dix, Arthur 1928: Schluß mit „Europa“! Ein Wegweiser durch Weltgeschichte zu Weltpolitik. Berlin.
- Der Tagesspiegel: Europa, Europa. Die türkische Zeitung ‘Cumhuriyet’ kritisierte die Zollunion-Euphorie in der Türkei. 13.12.1995.
- E. v. Seydlitz’sche Geographie ¹⁸1880: C. Größere Schul-Geographie. Breslau.
- Faßmann, Heinz 2002: Wo endet Europa? In: Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft 144, S. 27-36.
- Fels, Edwin 1951: Der Europagedanke. In: Der Convent 2, S. 25-27.
- Fischer, Theobald 1908: Mittelmeerbilder. Neue Folge. Leipzig, Berlin.
- Fischer, Theobald ⁵1909: Südeuropa. In: Scobel, Albert (Hg.): Geographisches Handbuch. Bd. 1. Bielefeld, Leipzig, S. 700-818.
- Frey, Ulrich 1937: Türkei und Zypern. In: Vorder- und Südasiens in Natur, Kultur und Wirtschaft. Potsdam (Handbuch der geographischen Wissenschaften), S. 1-62.

- Freyer, J. G. 1857: Europa's Küstenentwicklung im Verhältniß zu seiner Weltstellung. In: Sächsische Schulzeitung Nr. 25, S. 388-394.
- Fritzsche, Richard (1904): Länderkunde von Europa. Langensalza (= Methodisches Handbuch für den erdkundlichen Unterricht in der Volks-, Bürger- und Mittelschule 2).
- Gaspari, Adam Christian ⁴1799: Lehrbuch der Erdbeschreibung. Weimar.
- Girault, René 1995: Das Europa der Historiker. In: Hudemann, Rainer et al. (Hg.) Europa im Blick der Historiker. München, S. 55-90.
- Grothe, Hugo 1927: Vorderasien und Kauskasien. In: Außereuropäische Erdteile (= E. von Seydlitz'sche Geographie. Hundertjahrausgabe). Breslau, S. 19-68.
- Hanslik, Erwin 1917a: Österreich. Erde und Geist. Wien.
- Hanslik, Erwin 1917b: Die Menschheit in 30 Weltbildern. Wien.
- Harms, Heinrich 1908: Länderkunde von Europa, Leipzig (= Erdkunde in entwickelnder, anschaulicher Darstellung). [^{13/14}1930 bearb. v. H. Lehmann].
- Haushofer, Albrecht 1951: Allgemeine Politische Geographie und Geopolitik. Bd. 1 [mehr nicht erschienen]. Heidelberg
- Heidorn, Walther 1933 [Druck]: Der Einfluß der Landesnatur auf die staatliche Entwicklung von Kleinasien (einschl. Armenien). Diss. Jena 1932.
- Heimat und Welt 1991: Bd. 2: Europa. Braunschweig.
- Heimat und Welt 2004: Geographie für Berlin/Brandenburg. Klasse 5 und 6. Braunschweig.
- Heller, Wilfried 2000: Grenzen und ihre Erforschung: Gegenstände, Fragestellungen und Zielsetzungen. In: Diekmann, Irene et al.: Geopolitik. Grenzgänge im Zeitgeist. Bd. 1.1. Potsdam.
- Heller, Wilfried 2004: Ethnizität und Globalisierung. Zum Bedeutungswandel ethnischer Kategorien in Transformationsländern. In: Geographische Zeitschrift 92, S. 21-38.
- Hettner, Alfred 1893: Über den Begriff der Erdteile und seine geographische Bedeutung. In: Verhandlungen des zehnten Deutschen Geographentages zu Stuttgart. Berlin, S. 188-198.
- Hettner, Alfred 1907 u. ³1925: Europa. Leipzig, Berlin (= Grundzüge der Länderkunde, 1).
- Hettner, Alfred ³1926: Die außereuropäischen Erdteile. Leipzig, Berlin (= Grundzüge der Länderkunde 2).
- Hettner, Alfred 1929: Der Gang der Kultur über die Erde. Leipzig, Berlin.
- Jahrreiß, Hermann 1933: Europa – germanische Gründung aus dem Ostseeraum. Berlin-Grunewald (= Studien zur Geopolitik).
- Jessen, Otto 1948: Das Wesen der Kontinente. Leipzig, München.
- Kapp, Ernst 1845: Philosophische Erdkunde. 2 Bde. Braunschweig.
- Kirchhoff, Alfred ²1883: Schulgeographie. Halle a.S.
- Kirchhoff, Alfred 1887: Europa im allgemeinen. In: Ders. (Hg.): Länderkunde des Erdteils Europa. Teil 1, 1. Hälfte. Wien u.a.
- Kletzin, Birgit ²2002: Europa aus Rasse und Raum. Die nationalsozialistische Idee der

- Neuen Ordnung. Münster, Hamburg, London.
- Kolb, Albert 1962: Die Geographie und die Kulturerdteile. In: Leidlmair, Adolf (Hg.): Hermann von Wissmann-Festschrift. Tübingen.
- Kolb, Georg Friedrich 1829: Abriß der Erd-, Völker- und Staatenkunde. Speyer.
- Kraus, Theodor 1968: Über das geographische Wesen der fünf traditionellen Kontinente. In: Mexner, Josef, Gerhard Kegel (Hg.): Festschrift für Leo Brandt. Köln, Opladen, S. 693-717.
- Krüger, Karl 1951: Die Türkei. Berlin.
- Krüger, Karl 1953: Weltpolitische Länderkunde. Berlin.
- Lossau, Julia 2002: Die Politik der Verortung. Eine postkoloniale Reise zu einer ›ANDE-REN‹ Geographie der Welt. Bielefeld.
- Louis, Herbert 1939: Anatolien. In: Geographische Zeitschrift 45, S. 353-376.
- Louis, Herbert 1954: Über den geographischen Europabegriff. In: Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in München 39, S. 73-93.
- Louis, Herbert 1979: Die Stellung Anatolien am Rande Europas. In: Grothusen, Klaus-Detlev (Hg.): Die Türkei in Europa. Göttingen, S.11-19
- Maull, Otto 1917: Die politischen Probleme des östlichen Mittelmeeres. In: Geographische Zeitschrift 23, S. 233-257, 294-315.
- Maull, Otto 1922: Griechisches Mittelmeergebiet. Breslau (= Jedermanns Bücherei Abteilung Erdkunde).
- Maull, Otto 1925: Politische Geographie. Berlin.
- Maull, Otto 1929: Länderkunde von Südeuropa. Leipzig, Wien (= Enzyklopädie der Erdkunde).
- Maull, Otto 1951: Europa – nicht Erdteil, sondern Aufgabe. In: Zeitschrift für Geopolitik 22, S. 666-670.
- Naumann, Friedrich 1915: Mitteleuropa. Berlin.
- Neitzel, Sönke 2000: Weltmacht oder Untergang. Die Weltreichslehre im Zeitalter des Imperialismus. Paderborn.
- Neumann, Ludwig ⁵1909: Allgemeines und Mitteleuropa. In: A. Scobel (Hg.): Geographisches Handbuch. Bd. 1. Bielefeld, Leipzig.
- Newig, Jürgen 1986: Drei Welten oder eine Welt: die Kulturerdteile. In: Geographische Rundschau 38, S. 262-267.
- Obst, Erich 1922: Die Wirtschaftsreiche in Vergangenheit und Zukunft. Hannover.
- Oppel, Alwin 1884: Landschaftskunde. Breslau.
- Osterhammel, Jürgen 1998: Die Entzauberung Asiens. München.
- Parker, W. H. 1960: Europe: How far? In: Geographical Journal 126, S. 278-297.
- Passarge, Siegfried 1924: Politische Geographie, ihre Aufgaben und Grundlagen. In: Geographischer Anzeiger 25, S. 201-209.
- Passarge, Siegfried 1933: Asien. Frankfurt a.M. (= Geographische Völkerkunde 5).
- Penck, Albrecht 1916: Die österreichische Alpengrenze. Stuttgart.

- Philippson, Alfred 1897: Griechenland und seine Stellung im Orient. In: Geographische Zeitschrift 3, S. 185-228 u. 1 Karte.
- Philippson, Alfred ²1906: Europa. Leipzig, Wien.
- Ratzel, Friedrich ²1903: Politische Geographie. München, Berlin.
- Rühle v. Lilienstern, J. J. O. August 1811: Der Wechsel der politischen Gränzen und Verhältnisse von Europa während der zwei letzten Jahrzehende. Dresden, Leipzig.
- Sattler, Rolf-Joachim 1971: Europa: Geschichte und Aktualität eines Begriffes. Braunschweig (= Schriftenreihe des Internationalen Schulbuchinstituts 16).
- Schmidt, Max Georg, Hermann Haack 1929: Geopolitischer Typen-Atlas. Gotha.
- Schneider, Robert F. K. 1840: Kleine Weltkunde. Erlangen.
- Schultz, Hans-Dietrich 1999: Europa als geographisches Konstrukt. Jena.
- Schultz, Hans-Dietrich 2000: Land – Volk – Staat. Der geografische Anteil an der Erfindung der Nation. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 51, S. 4-16.
- Schultz, Hans-Dietrich 2002: Rumänien: ein „Land“? Und wohin „gehört“ es? In: Becker, Jörg et al. (Hg.): Reden über Räume: Region – Transformation – Migration. Potsdam, S. 91-154.
- Schultz, Hans-Dietrich 2003: Welches Europa soll es denn sein? Anregungen für den Geographieunterricht. In: Internationale Schulbuchforschung 25, S. 223-256.
- Sörgel, Herman 1938: Die drei großen „A“. München.
- Sievers, Wilhelm 1904: Asien (= Allgemeine Länderkunde). Leipzig, Wien.
- Sperling, Walter ²1989: Einführung: Kulturerdteil Europa; Bevölkerung und Völker. In: Sperling, Walter, Adolf Karger ²1989: Europa. Frankfurt a. M. (= Fischer Länderkunde), S. 14-21, 58-90.
- Springenschmid, Karl 1936: Deutschland, geopolitisch gesehen. Leipzig.
- Stanzel, Franz K. 1997: Europäer. Ein imagologischer Essay. Heidelberg.
- Stautner, Stefan 2004: Türkei: Europa oder Orient? Repräsentation der Türkei zwischen Europa und Orient (= Rhombos-Schriftenreihe Forschung, Wissenschaft und Politik 3). Berlin.
- Struck, Ernst 2007: Die Türkei – geopolitische Kontroversen um die Mitgliedschaft in der EU. In: Geographische Rundschau 59, H. 3, S. 52-59.
- Villaume, Peter 1790: Anfangsgründe der Erkenntniß der Erde, des Menschen und der Natur. Bd. 3. Berlin, Libau.
- Wisotzki, Emil 1897: Zeitströmungen in der Geographie. Leipzig.
- Zeune, August 1808: Gea. Versuch einer wissenschaftlichen Erdbeschreibung. Berlin.
- Zeune, August 1833: Allgemeine naturgemäße Erdkunde. 2 Bde. Leipzig, Berlin.

Sonja Koroliov ■

Balkan Visions: Conceptualizations of Europe in contemporary Macedonia

1 Introduction

When we talk about centre and periphery, and in particular peripheral identities¹, we tend to assume that being in the centre is somehow better than being on the periphery, or that a peripheral identity might somehow be lacking in features that a central identity, whatever that might be, would have. The meanings of the terms „centre“ and „periphery“ shift in accordance with the subjects that use them, the points of view they express, the objects they are used of and the metaphorical level at which they are located.

However, when we use these terms of regions of the world such as the Balkans, even though their meaning remains unfixed, some generalized assumptions come to the fore, favouring certain contexts over others, and it is usually against this kind of generalized background assumption that we can shed light on the more complex phenomena informing the ways in which „centres“ and „peripheries“ are constructed within these regions themselves or with a view towards them.

Thus, in the case I would like to explore here, two mutually connected background contexts are of particular importance: that of current politics and that of historiography. In current politics, the background for the literary phenomena I will describe below is that of an opposition between „Europe“ as the centre, which more or less overlaps with the European Union in its current borders, and „those who would like to be part of Europe but are not“. This first opposition already highlights certain specific features of the centre-periphery divide that go beyond the simple statement of political membership – a construction of the European Union as a centre to a periphery cannot dispense with the element of desire involved in the glance from the periphery towards the centre – the centre is only a centre to those who recognize it as such in an affective manner.

The second opposition is similar in that it also rests on the original equation of the „centre“ with a location of political power, but here centres are multiplied in a historical perspective – this means that, in the case of the Balkans, we are dealing with a region construed as a sort of „eternal periphery“ to centres such as Vienna or Constantinople. This of course raises questions about historiography and the persistence of its master narratives; besides, the second opposition points towards a problem within the first – for while any centre depends on being recognized by the periphery, this recognition itself is dependent on prior

definitions which may themselves be results of centre-governed narratives.

In looking at present-day discourses engendered by the arguments emerging from these two basic approaches, it might be useful for two reasons to trace some of the cultural and even mythological origins of the centre-periphery divide – firstly, because it will enable us to understand the nature of this divide as a cultural construction, and secondly, because this might help to clarify in how far issues of identity in countries that can widely be termed marginal in relation to the political centre of the European Union are determined by conformity with or dissent from this construction.

After this general outline, I shall go on to look at the example of the Republic of Macedonia – a candidate for European Union membership, though not a very successful one, and a good example of how political marginalization can affect identity discourses: The Macedonian national identity has been the topic of age-old controversies whose most recent version started with Greece claiming an exclusive right to the name ‘Macedonia’ and has ended in the seemingly final solution – still perceived as traumatizing by some Macedonians – of the country’s officially being named as the „Former Yugoslav Republic of Macedonia“, or, as it regularly appears on the Eurovision Song Contest counting board, FYROM.

I shall look at images of Europe and the European Union in the Macedonian media, and also at the ways in which the centre-periphery opposition is incorporated in recent theoretical and literary publications. To this purpose I would like to examine two novels: *Snegot vo Kazablanka* (*Snow in Casablanca*) by Kica Kolbe, a Macedonian expatriate who now lives near Düsseldorf, and the award-winning² *Papokot na svetot* (*The Navel of the World*) by Venko Andonovski, a writer and professor of Macedonian literature who currently lives in Skopje.

2 Some mythological, religious and philosophical origins of the centre-periphery opposition

Clearly one of the strongest origins of the centre metaphor is to be sought in Neoplatonism and the way it theoretically shaped Western Christianity. In the *Enneads*, Plotinus conceives of the world as composed of the One, a divine entity emanating reality, and a number of layers or orders of reality produced by this emanation. In this system, the One and the layers of reality closest to it have a higher degree of reality – or being – than the outer layers. The peripheral forms of being are less real, but, given that the One is also an undivided unity of the Good, the True and the Beautiful, the periphery is equally removed from these values to the degree that it is removed from the One. While the relation of the One towards its emanations need not itself be understood spatially, the Platonic and Neoplatonic uses of the image of the Sun emanating light suggest a circular and thus spatially determined setup.

It is important to note that in spite of Plotinus’ philosophical dependence on Plato there is no straightforward continuity leading from classical antiquity, or even Platonic philosophy, to Plotinian metaphysics. In the matter concerning us here, Classical ancient Greek

thought is far more periphery-friendly, as can be seen by alternative models of ascent to the divine, e.g. in Plato's *Phaedrus*, where the soul ascends to the *outer* circles of heaven, but also in the pattern of departure and homecoming underlying both Homeric epics and a large proportion of Greek tragedy, which suggests that it is the removal from the centre, whether this is conceived of as the home, the Greek mainland or in any other variant, and not the return towards it that is constitutive of the hero's essence (cf. the Greeks, Odysseus, Philoctetes, Medea, in a sense Oedipus) – unlike in the *Aeneid*, the Roman version of the Iliad and Odyssey, which is mainly characterized by a centre-motivated movement of return. It is probably safe to assume that the Greek classical model is in some sense responsible for the modern notion of the periphery as a sphere of innovation – as the place where important events occur and new discoveries are made that affect and change the centre itself. This conception of the periphery may thus be seen as lying at the base of both the colonial movement and its abolition and as both engendering Eurocentrism and holding the seed to its gradual displacement.

3 The Balkans as peripheral territory in the Macedonian media

The Balkans, formerly the periphery of the Byzantine and Ottoman Empires and now hovering on the periphery of the European Union, have been compared to the Orient by Maria Todorova who, in her book *Imagining the Balkans* (Todorova 1997) coined the term 'Balkanism' as a pendant of Saidian 'Orientalism'; the book became vastly popular in Macedonia, and although Todorova had pointed out several differences between Western views of the Orient and Western views of the Balkans and had in fact argued that Balkan countries did not have a colonial consciousness, Macedonian writers soon began discussing the country's postcolonial status and ways of overcoming it. The simplest position in this discussion is occupied by the media which, on the one hand, concentrate on the possibilities and likelihood of joining the European Union and, on the other, oscillate between discussing what Macedonia would need to become 'worthy' of Europe and criticizing Europe itself for having lost its clear and definable identity and finding itself unable to face global changes in an adequate way. Thus, in the political column of *Dnevnik*, one of Macedonia's most popular daily newspapers, the commentator Radmila Šekerinska (Šekerinska 2006) defines Europe in accordance with Paul Valéry, whom she quotes in extension, as the place where „we witness the maximum of *needs*, the maximum of *labor*, *capital*, and *production*, the maximum of *ambition* and *power*; the maximum *transportation of external Nature*, the maximum of *relations* and *exchanges*“ (Valéry 1962), while more Eurosceptic authors such as Ljubomir D. Frèkoski will point out that Europe was facing its Hegelian „aufgehoben“: „The internalization of the enemy produces a schizophrenic stance and a crisis of an identity that used to offer protection ... This leads to fear and disorientation, it questions the very basis of Europe's identity. What is Europe now? Is it a real multicultural Babel, a superstructure of countless narrations?“ (Frèkoski 2006)³

Among cultural theorists, critics and literary commentators, the debate centres on invoking Macedonia's status as a 'small culture' which labours under its own peripheral, stereotyped, 'colonised' quality while at the same time facing 'neo-colonial' (Sheleva 2000, 59) threats from its closest neighbours on the one hand, and, less directly, from a globalised economy on the other. Having broken away from an initially symbiotic co-existence with a group of similarly-affected 'brother countries' provided by the framework of former Yugoslavia (Sheleva 2000, 60), it is now facing a situation where the need to deal with the consequences of the break-up is suppressed by the more urgent need to also struggle for a place 'inside' (i.e. inside the EU, NATO, the 'civilised' world). The predominance of these issues in the country's cultural debate serves to multiply precisely what is being contested – i.e. the well-known image of the Balkans as 'outsider' territory, a place and a form of existence on the other side of the symbolic boundary which divides the realm of order, wealth and civilisation from the much larger 'outer' realm of chaos, poverty and ethnic violence (Sheleva 2000, 62).

The Slovenian critic Zoran Roško once summarized this development in his remark that Balkanians 'take the place of the Other in their own view' (Roško 1998, 183), and several Macedonian intellectuals have pointed out that this pronounced postcolonial focus was masking the real cultural difficulties – whether these be post-colonial phenomena or not – preventing the successful establishment of modern, liberal societies in the region, e.g. the strong role of familial ties, limited opportunities for individual development (Manchevski, cited in Sheleva 2000, 76-77), or insufficient implementation of women's rights (Stefanovski 1999, 12). Also, quite pragmatically, the critic Svetlana Najčevska remarked that 'While we are losing ourselves in the fundamental and traumatic questions of identity and the way towards it, in this onslaught of self-discovery we will forget our empty stomachs and fail to notice civilisation passing us by' (Najčevska, cited in Sheleva 2000, 84).

In contemporary Macedonian fiction, however, the identity problem takes on quite a different slant, while always remaining present in the background: Here, identity is sought and found, but sometimes also lost, through voluntary or involuntary exile. The literary tradition incorporates the trauma of exile from so-called Aegean Macedonia which was annexed by Greece during the Balkan wars – a still controversial point between the two countries – but also years and in fact centuries of emigration due to economic and political pressures on the population. The latter form is more interesting for us at present, as this form of emigration is conceived of as a reversal of the classical concept of exile, since it is presented as exile to the centre, not from it. In today's prose, these motifs are translated into modern settings and become part of a post-modern contemplation on how exile, as an orientation towards the Other and a redefinition of the self, can influence a country's identity and the ways individuals relate to it.

It will be noticeable that, while more traditional types of prose can be seen as ultimately reinforcing the centre-periphery divide, other authors, who still accept the divide as such, do not stop at this – some will continue by asking why the divide is there and by trying to

identify at least some aspects of what it is that makes the centre the centre and the periphery the periphery.

4 Kolbe's *Snow in Casablanca*

In Kica Kolbe's romantic novel *Snow in Casablanca*, the female protagonist is the young writer Dina who has spent many years surviving on various scholarships in various European cities, most of them acknowledged cultural centres such as Paris, Florence etc. She returns to her home-town of Skopje and spends time in her old and abandoned family home – her parents have recently moved to America, supposedly in fear of the Yugoslav war spreading, but in fact without a clear motivation in the narrative. The protagonist meets various old friends, most of whom are now well-established in their jobs, and also her old love, a Jewish painter with whom she has spent a very passionate night in her youth, but who left without an explanation, has meanwhile also spent many years abroad and has now returned to take care of his sick mother.

Dina wants to leave almost as soon as she has arrived, but is kept in Skopje by a very unusual onslaught of snow which finally leads to her getting back together with her former lover.

Dina's life abroad is described in terms of an identity lost – it is, in fact, not even a life in its own right: „I am the perfect onlooker of other people's lives“ (Kolbe 2005, 7). On her return to her hometown, she feels even more out of place, especially as she compares herself with her friend Nora who seems to be unaware of any uneasiness: „Nora could behave here as if she was in Paris or London. She herself produced the world around her. It was her motto that the centre of the world is where I am.“ (Kolbe 2005, 65) Yet, in the course of the novel, most of which is set in artistic and intellectual circles, it becomes clear that the measure of success in any cultural undertaking can only be found outside the country. The artists, directors and writers Dina meets are all pursuing careers abroad and only come home to boast, and the protagonist herself in the end only achieves a homecoming on the private plain, by becoming part of her new and old boyfriend's family; and even here, an additional 'centering strategy' is required: The boyfriend's family is Jewish and thus stands for a long tradition of exile which gives a cultural, European and somehow more valid grounding to Dina's own exile experience, one, it seems to be implied, that a purely Macedonian context would lack.

However, while the constellations in Kolbe's novel reflect cultural nuances and typical behaviours with some precision, the issues at stake are not brought into the open or elaborated in any depth, but merely form a background for the nostalgia and the romantic love story this novel is ultimately about.

5 Andonovski's *The Navel of the World*

In Venko Andonovski's novel *The Navel of the World*, on the other hand, the traditional conception of the centre function is set off by various episodes coding the supremacy of the centre over the periphery in terms of a power relationship that takes on quite specific and recognizable characteristics.

The novel is made up of three parts, with an introduction and additional appended materials. In the introduction, the narrator receives a coffin with his brother Jahn's dead body and a suitcase containing a manuscript (Andonovski 2005, 6). This manuscript is itself a novel about the Slavic apostle Cyril and forms part of the book we read, where it is followed by Jahn's diary which forms the centrepiece and deals with his youthful love for Lucia, a girl from his school; this is complemented by a written sample of the testimony given by Lucia on Jahn's death. We gather from the diary that the early love between Lucia and Jahn is overshadowed by the fact that she joins a new-formed party 'of the People's Spirit' which is interested in promoting folklore, and also, we are led to believe, by her secret involvement with the sports teacher. Jahn rebels against both, gets into trouble for writing a rude essay and finally leaves school to join a circus.

Throughout the diary, the opposition upheld is one between the chthonic, physical forces of 'real life' which are seen as powerful and binding, but also brutal, primitive and limiting, and Jahn's attempt to escape to an elusive world of liberty, art and cosmopolitanism: as a very young man, he starts by playing jazz on his saxophone; later, he discovers his acrobatic talent which finally enables him to escape to a world that is as far removed from the physical as possible, in so far as his performances as a circus artist seem to defy even the laws of nature.

Thus, the diary sets up a traditional dichotomy by opposing art and life and overlaying this by a more specific one where art is equated to internationalism, lightness and a free-floating, elusive kind of identity while life is associated not just with the heaviness of physical existence, but also with parochialism, political exploitation of folk culture and sexual corruption.

The diary is, however, contradicted by the introduction which presents Jahn's existence and his literary work as doubtful, as his brother lists the books he has found in his suitcase, voices the supposition that Jahn might have copied his work from all these foreign books and even uses variations of the names he finds in one of these books, Milan Kundera's *Joke*, for his edition of the complete material. It is also, seemingly, contradicted in another way by the fact that the mysterious manuscript is a reworking of the legend of Cyril deciphering a Hebrew and Samaritan inscription supposedly taken from Solomon's cup and kept in the Hagia Sophia, and thus centres on a story from the Eastern European cultural sphere, thereby calling to attention the fact that Macedonia, particularly the city of Ohrid, is considered „the cradle of Slavic written culture“, an expression widely used by the Macedonian Tourist Board to this very day.

However, the seeming affirmation of the cultural importance of Eastern Christianity,

the Byzantine heritage and the Slavic world in general, is consistently questioned in the novel's *sujet* and episodes. These are narrated from the perspective of an Orthodox father who is himself a central and peripheral figure at the same time: At the start, he is a subordinate figure in his community – he is of unknown descent but enjoys a special regard as he has been left in the inner room of the Hagia Sophia by his mother as a baby and found there by the priests, who, however, later give him the slightly deprecatory name of 'Skaznik', i.e. someone who tells made-up stories.

The episodes related by this individual of the arrival of Cyril alias Constantine the Philosopher, are in fact miniature discussions of the respective value of written and oral narration and communication. One rather exemplary episode is the tale of an old man who remembers the history of the whole world until he is visited by a stranger who persuades him that it will be good to write everything down. He tells the stranger all his stories; at the end, he cannot remember them any more, which is all the more tragic because the stranger has taken the only written copy with him and disappeared (Andonovski 2005, 14-15).

Another episode deals with one of the other priests who has invented a special alphabet for his superior as the latter was too stupid to learn the old. The new alphabet is a script of only 32 characters denoting whole words or concepts. Characteristically, it contains signs for power, conspiracy, banishment, spy, army etc., but no sign for love (Andonovski 2005, 30). The narrator lists the complete script, followed by his own reflections on how the people could use it and that they would have to invent second meanings for the words so as to be able to communicate at all. In both episodes, writing is associated with loss, but also with the power to change people's perceptions by assuming the prerogative of definition. The people's subversive ability to invent second meanings is bound to be defeated due to its fleeting, unfixed nature, whereas it remains the privilege of the powerful to affix names to things and persons without regard for their true nature: „The names were then printed at the King's press, and the King would not check the correctness of each name but would simply seal it with his ring, confirming that he agreed for that thing or that man to be called that name from now on.“(Andonovski 2005, 36)

These individual episodes, of which there is a considerable number in Andonovski's text, merge into main the main *sujet* which is also set as a struggle for power over the signs: There is a conspiracy of twelve priests to prevent Cyril from deciphering the script from Solomon's cup which is said to have already killed two people in the attempt and is therefore considered poisonous unless solved. Gaining power over this script promises great advantages to the solver and thus becomes the object of the priests' ambition. The conspiracy, however, fails in mysterious ways, and, as the narrative unfolds, the secret script is equated both with the divine *logos* that is the centre of the world and with the centre of a pernicious spider's web. It turns out that it can only be accessed through its copies and that the interpretation not only depends on the reader's perspective but that it can also be appropriated, rightly or wrongly, by various agents and for very differing reasons. The original script itself is not accessible except as the object of an orally transmitted legend and can only keep

its power as long as it remains undeciphered.

That this is not just a point about letters is made clear in the other parts of the book where life is frequently equated with reading: „All things in a man’s life happen in the way of an unknown script, like messages that only reveal their meaning later. Our life is *reading*; each event not only happens, but also needs to be filled with meaning; life itself fills these gaps when the time comes, and then we can read our mistakes, failings or heroic deeds.“(Andonovski 2005, 192)

Thus, while Andonovski follows Plato’s *Phaedrus* in equating oral culture with living culture and adopts a graphophobic stance, unlike in Plato, there also seems to be a sense that the balance cannot be tipped anymore. Written culture is the winner, and this poses a major problem to small and peripheral cultures. This does not concern the present state of alphabetization in these countries, and locating this problem does not amount to qualifying peripheral cultures as oral cultures or as cultures that have not come to terms with writing yet. It reaches deeper than that: It is a problem of the representation of one’s cultural heritage in a way that will make it readable to the outsider and that will ensure its acknowledgment in the perception and institutions of the Western, script-defining world.

Obviously, Andonovski’s text is a novel and does not contain any solutions; but it does draw very clear conclusions from the Macedonian debate around Europe; his point is that while some may see Western Europe or the European Union as a centre worth striving towards and while others may try to either posit their own alternative centre or deny the meaning of centres and peripheries altogether, the cultures we call peripheral will always have to face the fact that Western Europe seems to have chosen and established the means of cultural expression and representation and that this makes it extremely difficult for countries that have long been objects of foreign rule to ‘catch up’.

This especially applies to Macedonia, where there is a large material gap between the Middle Ages and the 19th century which is only beginning to be bridged, but it also raises interesting general questions about the connection between memory and narrative, the nature of representation and the role of value judgements in cultural contexts.

6 Conclusion

The material I have looked at here seems to suggest that while political developments and necessities may have initially triggered Macedonian discussions of national identity and may have caused these discussions to be set in terms of an opposition between a „centre“ and a „periphery“, the effects of these discussions have reached much deeper than could ever be reflected on the level of political argument. They have led Macedonian writers and theorists to reconsider the status of their culture in a comprehensive sense, i.e. on a continuum extending from the realm of popular culture (including youth culture or details of lifestyle such as food or fashion) to complex and highly academic considerations regarding e.g. national historiography and the ways in which a small culture can assert and express

itself adequately even where cultural expression seems to be dictated by the necessities of political power relationships.

The breadth of intellectual effort involved in this has led to a higher awareness both of the everyday detail and of long-term developments in the cultural as well as the political realm and has thus contributed to a more reflected and critical stance of the Macedonian public both towards itself and towards the external interpretations or normative definitions of its proper role.

7 Notes

- ¹ This paper was held on November 15th 2007 at a conference entitled „Peripheral Identities: Iberia and Eastern Europe between dictatorial past and European present“, held at TU Chemnitz.
- ² In 2001, Andonovski won the Balkanika Award.
- ³ All translations from Macedonian sources are my own.

8 Bibliography

- Andonovski, Venko ²2005: Papokot na svetot. Skopje.
- Burnet, John (Hg.) 1993: Plato. Opera Vol. II. Oxford.
- Frèkoski, Ljubomir D. 2006: Aufgehoben. In: Dnevnik vom 26.12.2006.
- Henry, Paul, Hans-Rudolph Schwyzer 1964 (Hg.): Plotinus I. Enneades I-III cum vita Porphyrii. Oxford.
- Kolbe, Kica 2005: Snegot vo Kazablanka. Skopje.
- Roško, Zoran 1998. Eksplozivna Implozija: Digitalne Inkunabule I Tehnološki Šamanizam. In: Republika 1-2, Nr.2, S.182-98.
- Said, Edward W. 1978: Orientalism. New York.
- Šekerinska, Radmila 2006: Ne go èuv prašanjeto. In: Dnevnik vom 23.3.2006.
- Sheleva, Elizabeta 2000: Àh, tie Balkanci!. In: Kulturološki esei. Skopje. S.57-86.
- Stefanovski, Goran 1999: Interview. In: Forum vom 13.3.1999, S.12.
- Todorova, Maria 1997: Imagining the Balkans. New York.
- Valéry, Paul 1962: But who, after all, is European? In: Jackson Mathews (Hg.), The Collected Works of Paul Valéry. Vol. 10. Princeton.

geographische

hochschulmanuskripte

geographische *revue* • Beihefte

Zuschriften und Bestellungen an:
Geographische Hochschulmanuskripte
c/o Prof. Dr. Günther Beck
Lotzestr. 20 A
D-37083 Göttingen

Hans-Dietrich Schultz

Friedrich Ratzel: (k)ein Rassist?

N.F. 2 2006

Ulrich Best ■

Postkoloniales Polen? Polenbilder im postkolonialen Diskurs

Nachdem das Konzept des Postkolonialismus in den Kulturwissenschaften schon seit längerer Zeit diskutiert wird, hat es nun auch Eingang in die Geographie gefunden. Vor allem in der englischsprachigen Debatte ist diese Begrifflichkeit inzwischen von großer Relevanz (z. B. Blunt, McEwan 2002). Dabei wird Postkolonialismus auf verschiedene Weisen aufgefasst. Es dient zum einen als eine Zustandsbeschreibung – die Welt, eine Region, ein Land, eine politische Bewegung, ein Buch oder ein Autor ist postkolonial oder postkolonialistisch. ‘Postkolonial’ bedeutet hier zumeist etwas, das auf eine koloniale Situation folgt, ‘postkolonialistisch’ eine inhaltliche Abkehr von Konzepten, die kolonialistisch geprägt waren – seien dies literarische Erzählweisen oder Formen, Identitätskonzepte oder auch wissenschaftliche Ansätze. Sidaway schreibt: „[P]ostcolonial approaches are committed to critique, expose, deconstruct, counter and (in some claims) to transcend the cultural and broader ideological legacies and presences of imperialism“ (Sidaway 2002, 13). Im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Postkolonialismus stehen vor allem die früheren britischen Kolonien und die Kulturbeziehungen mit Großbritannien. Dies artikuliert sich zum Beispiel in der Literatur der Kinder und Enkel von Migranten aus den ehemaligen Kolonien, die Rassismus kritisieren und deren Werke im weiteren Sinne als multikulturalistisch aufgefasst werden können. Auch in Deutschland wird die Literatur von Migranten oder Literatur, die sich mit der kolonialen Vergangenheit Deutschlands auseinandersetzt, als postkolonialistisch diskutiert (z. B. Steyerl und Rodríguez 2003).

In den letzten Jahren entstanden jedoch Arbeiten, welche die regionale eingeschränkte Sichtweise der Postkolonialismusdebatte kritisierten: Die Erfahrungen der Bewohner der ehemals (oder immer noch) von der Sowjetunion oder von der VR China beherrschten Gebiete würden in der Wissenschaft ignoriert. Moore spricht von einem „weißen Fleck auf der Landkarte“ (Moore 2006, 19). Ähnlich bewertet auch Sidaway (2002) die globale Landkarte des Postkolonialismus – auch er versucht, die ehemals sowjetisch dominierten Gebiete in das Postkolonialismus-Konzept einzubringen. Moore – und viele andere Teilnehmer der Debatte – betonen dabei immer besonders, dass die Sowjetunion *wirklich* kolonialistisch war, wobei Moore dabei jedoch auch hervorhebt, dass der sowjetische Expansionismus anders geartet war als z. B. der britische Kolonialismus.

Die Betonung, dass Osteuropa postkolonial *ist*, bezieht auch weiter zurückreichende Geschichten der Fremdherrschaft ein, wie dies für fast alle Staaten in Osteuropa konstatiert

wird. Jirgens schreibt über die baltischen Staaten: „[A] deeper historical reading reveals that the colonization of the Baltics includes the occupation and subsequent attempted genocide not only by the Soviet Union during the 20th century, but also roughly one thousand years of intermittent colonization by wave after wave of foreign forces.“ (Jirgens 2006, 46) Es erscheint natürlich fragwürdig, für eine tausendjährige Leidensgeschichte ein kontinuierliches Subjekt zu finden (hier: „the Baltics“), und Ähnliches gilt für die „foreign forces“. In der Literatur finden sich aber auch überzeugendere Analysen, in denen die kulturelle Dynamik imperialer Situationen thematisiert wird. So untersucht zum Beispiel Shkandrij (2001) russische und ukrainische Literatur daraufhin, wie das russische „Empire“ beschrieben wurde und wird. Dabei sind antikoloniale Motive von nationalistischen und postkolonialen nicht immer klar zu trennen.

Für die Zeit nach 1989 finden sich verschiedene Beiträge zur Debatte, so etwa die Frage der wirtschaftlichen Entwicklung Osteuropas im Verhältnis zum „Westen“. Berend (2004) konstatiert die Entwicklung „von der Peripherie zur Peripherie“ im Weltsystem – dass also Osteuropa nach 1989 wieder dieselbe periphere Rolle einnimmt wie schon 1944 (bzw. im 18. und 19. Jahrhundert). Zahlreiche weitere Beiträge analysieren, wie westliche Unternehmen die osteuropäischen Märkte besetzen (z. B. Hofbauer 2003, Gowan 1996, Dümcke, Vilmar 1995). Osteuropa stelle nach dem Fall des Sozialismus ein Expansionsgebiet für den globalen bzw. westeuropäischen Kapitalismus dar. Andere Beiträge untersuchen die diskursiven Zusammenhänge und Ungleichgewichte, die sich zum Beispiel in den Beitrittsverhandlungen zur EU äußerten (Böröcz, Kovács 2001). In diesen kritischen Beiträgen wird somit eher ein neues Abhängigkeitsverhältnis als ein Postkolonialismus beobachtet. Die EU wird dabei in den letzten Jahren auch kritisch als „Empire“ untersucht (Engel-Di Mauro 2006, gelegentlich auch weniger kritisch, so z. B. von Beck, Grande 2007).

Im vorliegenden Artikel soll es jedoch weniger um die Realität eines (neuen) Abhängigkeitsverhältnisses kolonialistischer oder imperialistischer Art gehen, sondern am polnischen Beispiel um deren Diskussion aus postkolonialistischer Perspektive. Dazu soll zunächst ein wesentliches Momentum der kolonialistischen Wahrnehmung des Verhältnisses von Kolonist und Kolonisiertem vorgestellt werden. In einem zweiten Schritt sollen verschiedene Ansätze zum Verhältnis von Nation und postkolonialer Situation vorgestellt werden. Schließlich wird in einem kurzen Vergleich mit Deutschland die polnische Debatte über Kolonialismus und Postkolonialismus untersucht.

Im Science-Fiction-Roman „Childhood’s End“ (1990, dt: Die letzte Generation) schildert Arthur C. Clarke die Ankunft Außerirdischer im Orbit der Erde und ihre Herrschaft über die Menschheit. Diese findet sowohl durch direkte Bestrafungsaktionen als auch durch die Vermittlung des Generalsekretärs der Vereinten Nationen statt. Dieser, ein Norweger namens Stormgren, ist auch anfangs der einzige Mensch, der direkt mit den Außerirdischen – den „Overlords“ – kommuniziert. Die Außerirdischen beschränken sich trotz ihrer Über-

legenheit darauf, Verbrechen zu ahnden, Grausamkeit gegen Tiere zu verbieten sowie die Bildung einer Weltregierung zu verlangen. Der Großteil der Weltbevölkerung hat sich mit der Herrschaft der Overlords arrangiert, nur vereinzelt gibt es Proteste gegen die Herrschaft der Overlords. Clarke schildert eine solche Demonstration: „here and there fists were being shaken [...]. As pygmies may threaten a giant, so those angry fists were directed against the sky fifty kilometres above his head“ (Clarke 1990, 4).

Der Anführer der Protestbewegung beschreibt die Lage hingegen so:

„As you know, for the last five years we have tried to awaken the human race to the danger that confronts it. The task has been a difficult one, for the majority of people seem content to let the Overlords run the world as they please. Nevertheless, more than five million patriots, in every country, have signed our petition.“ (5)

Der Führer der friedlichen Protestbewegung sieht sich als Patrioten, als Kämpfer für die Freiheit. Einer der Anführer der Untergrundbewegung ist „Joe“ – ein Pole. Aus der Perspektive Stormgrens wird der Pole als physisch beeindruckend, jedoch geistig hinter seiner Zeit zurückgeblieben beschrieben:

„Joe was an altogether more complex individual, though sometimes he reminded Stormgren of an overgrown baby. Their interminable pokergames were punctuated with violent political arguments, and it soon became obvious to Stormgren that the big Pole had never thought seriously about the causes for which he was fighting. Emotion and extreme conservatism clouded all his judgements. His country’s long struggle for independence had conditioned him so completely that he still lived in the past. He was a picturesque survival, one of those who had no use for an ordered way of life. When his type vanished, if it ever did, the world would be a safer, but less interesting place.“ (28 f)

Die Argumentation des Buches kann als typisch für kolonialistische Literatur bezeichnet werden. Auf der einen Seite stehen die Overlords als rationale Herrscher, die – das zeigt sich im Verlauf des Romans – nur das Beste für die Menschheit wollen. Auf der anderen Seite stehen die Protestierer und Widerstandsgruppen, zu deren symbolhaften Führern ein Pole gehört, der durch seinen beschränkten, unreflektierten Nationalismus charakterisiert wird.

Clarke liefert damit eine Rechtfertigung des Kolonialismus und benutzt als Gegenpol den unreifen Polen, der noch in der Vergangenheit lebt und die Kämpfe von gestern kämpft. Das Buch folgt damit einem Modell entsprechender Literatur. Dass es sich um einen Polen handelt, der in Clarkes Buch die Rolle des sinnlos Aufständischen spielt, ist kein Zufall. Obwohl Polen nicht wie Afrika oder Asien im Hauptfokus kolonialistischer Literatur liegt, ist bzw. war dieses Bild des Polen doch ein gängiges Stereotyp.

Vor allem in Deutschland ist das Bild des nationalistischen, aufrührerischen Polen im 19. Jh. weit verbreitet. So schildert etwa Gustav Freytag in „Soll und Haben“ (1855) polnische Aufständische mit ähnlichen Bildern. In diesem Roman fährt ein junger Deutscher nach Polen, um für seinen Arbeitgeber nach dessen Geschäften zu sehen, während gerade ein Aufstand in Polen ausgebrochen ist. Die Aufständischen werden als rückständig geschil-

dert, unter „Häuptlingen“ und „Fanatikern“ organisiert und mit Sensen bewaffnet, mehr plündernd als politisch agierend. In einer Szene befindet sich der junge Deutsche auf der Reise durch Polen, geführt von einer polnischen Eskorte, und wird von einer Gruppe Aufständischer angehalten.

„So waren sie an einer Gruppe verfallener Häuser vorbeigekommen, welche an einem Sumpf auf kahler Fläche standen wie riesige Pilze, die an einer vergifteten Stelle in die Höhe geschossen sind; da sahen sie sich plötzlich von einem Haufen Insurgenten umringt. [...] Endlich machte der Kaufmann dieser Szene ein Ende, indem er die Pferde mit einem kräftigen Peitschenschlag antrieb und den letzten widerspenstigen Patrioten zu einem schnellen Seitensprung veranlasste. Im Galopp stoben die Pferde vorwärts, einige lebhaft Interjektionen klangen hinter ihnen her, und eine Kugel piff unschädlich über die Häupter der Reisenden, wahrscheinlich mehr aus allgemeiner Vaterlandsliebe als zu einem bestimmten Zweck abgeschossen.“ (Freitag 1855, Onlineausgabe: I.1, Kapitel 56)

In der Schilderung werden die Aufständischen als keine ernstzunehmenden Gegner gezeichnet: allein der stärkere Wille des deutschen Kaufmanns genügt zur Überwindung ihrer Blockade. Dennoch werden sie als „Patrioten“ bezeichnet, aber als solche, deren „allgemeine Vaterlandsliebe“ ihnen keinen Zweck gibt, sondern sie nur zu einem „Haufen“ macht. Ein unreflektierter Patriotismus kennzeichnet also die Polen in Freytags Werk.

Damit taucht ein zweites, konkreteres Kriterium des Verhältnisses zwischen Kolonialist und Kolonialisiertem auf: Neben die allgemeine Gegenüberstellung von rational (kolonialer Herrscher) und irrational (Beherrschte) tritt – auch als dessen besondere Ausprägung – der Nationalismus, einerseits mit den Alternativen „vorhanden“/„nicht vorhanden“, andererseits „gut (etwa: zivil)“/„schlecht (etwa: übertrieben)“

So wird nicht nur in der Belletristik, sondern auch in der Wissenschaft den Polen und Osteuropäern im Allgemeinen ein überstarker Nationalismus zugeschrieben. Ein Beispiel dafür ist die Debatte um den „Eastern Nationalism“, die auf Hans Kohn (1944) zurückgeht. In ihrem Zusammenhang mit globalen Hegemoniestrukturen wurde sie von John Plamenatz (1976) ausgearbeitet. Er unterschied wie Kohn einen westlichen, „aufgeklärten“, zivilen Nationalismus von einem „östlichen“, ethnischen Nationalismus. Dieser östliche Nationalismus ist laut Plamenatz „a reaction of peoples who feel culturally at a disadvantage“ (27). Weshalb es sich um einen „östlichen“ Nationalismus handelt, wird von ihm wie folgt begründet:

„What I call eastern nationalism has flourished among the Slavs as well as in Africa and Asia, and is to be found also in Latin America. So I could not call it non-European, and have thought it best to call it eastern because it first appeared to the east of Western Europe.“ (Plamenatz 1976, 23)

Plamenatz stellt sein Nationalismuskonzept in den Kontext einer Modernisierungstheorie: während der „Westen“ bereits zivilisiert war, wurde der „Osten“ (wie auch der „Süden“) den Ideen aus dem Westen unterworfen und reagierte darauf mit Nationalismus. Bei Kohn war, anders als bei Plamenatz, Deutschland das Beispiel für „ethnischen“ Na-

tionalismus. Plamenatz erklärt die unterschiedlichen Nationalismen mit kulturellen Hegemoniestrukturen:

„The case with the Slavs, and later with the Africans and the Asians, has been quite different [than in Germany or Italy]. Drawn gradually, as a result of the diffusion among them of western ideas and practices, into a civilisation alien to them, they have had to re-equip themselves culturally, to transform themselves.“ (30)

Nicht nur Plamenatz und die Debatte um östlichen Nationalismus hat Osteuropa als nationalistisch konstruiert. Auch in der Literaturwissenschaft hat zum Beispiel Fredric Jameson die These aufgestellt, dass die „Zweite“ (also damals sozialistische) und die „Dritte Welt“ einen Nachholbedarf oder sogar einen Anspruch auf Nationalismus haben.

„Judging from recent conversations among third-world intellectuals, there is now an obsessive return of the national situation itself, the name of the country that returns again and again like a gong, the collective attention to ‘us’ and what we have to do and how we do it, to what we can’t do and what we do better than this or that nationality, our unique characteristics, in short, to the level of the ‘people’. This is not the way American intellectuals have been discussing ‘America,’ and indeed one might feel that the whole matter is nothing but that old thing called ‘nationalism,’ long since liquidated here and rightly so. Yet a certain nationalism is fundamental in the third world (and also in the most vital areas of the second world), thus making it legitimate to ask whether it is all that bad in the end.“ (Jameson 1986, 65)

Jameson stellt also den Nationalismus im „Westen“ als überwunden dar, während er im „Süden“ und „Osten“ aufblüht und vielleicht sogar gut ist (für diese Länder). Sowohl in der Literatur als auch in einigen Diskussionen in der Wissenschaft erscheint also der „Osten“ als nationalistisch, als zurückgeblieben, während der Westen dargestellt wird als post-nationalistisch oder zumindest aufgeklärt. Diese Darstellungsweise ist orientiert an den oben hergeleiteten Kategorien der kolonialistischen Sichtweise: die eigene Position wird als rational, als „normal“ dargestellt, die andere – des eigentlich Schwächeren – als irrational nationalistisch.

Der westliche Blick auf Osteuropa kann als kulturelle Entsprechung und Facette politischer (Abhängigkeits)Verhältnisse verstanden werden. Entsprechende Darstellungen sind typisch für die historische Konstruktion des „Westens“ als Gegensatz zum „Osten“, wie Larry Wolff (2000) für Osteuropa nachweist und Maria Todorova (1999) für den „Balkan“. Wolff betont vor allem, wie Osteuropa im 18. Jahrhundert von Reisenden als wild, barbarisch, aber dennoch faszinierend dargestellt wurde, und Todorova diskutiert die Erfindung des Balkans als ebenso wild und unbeherrschbar. Während der Balkan jedoch schon im 19. Jahrhundert über ethnische Kriterien beschrieben wurde und diese Betrachtungsweise auch gut erforscht ist, ist das Bild Polens als nationalistisch aber bisher noch nicht ausreichend analysiert.

Dieser Blick auf die kolonisierten Länder findet in ihnen selbst keine spiegelbildliche Entsprechung. Tatsächlich rückten in den Jahren der Dekolonisierung nach 1945 die Nati-

on und der Nationalismus auch in den ehemaligen Kolonien selbst ins Blickfeld kritischer Debatten. Die Analyse war aber deutlich differenzierter als im Konzept des „östlichen Nationalismus“. Die Diskussion über den postkolonialen Staat kann in drei Schritten dargestellt werden. Frantz Fanon (1981) beschreibt die Herausbildung des „native intellectual“, des „eingeborenen“ Intellektuellen (oft übersetzt als der „kolonisierte Intellektuelle“). Nach der Unabhängigkeit oder im Verlauf des Unabhängigkeitskampfes gewinnt die Idee der Nation größere Bedeutung. Daraus entwickelt sich national-orientierte Literatur und Kultur, die nationale Traditionen entdeckt und bearbeitet. Der „native intellectual“ nimmt dann die Rolle des Kämpfers für die nationale Sache an. Dabei übernimmt er jedoch gleichzeitig das Wissen der ehemaligen Kolonialmächte, indem die „eigene“ Kultur exotisiert wird. Der „native intellectual“ wird damit auch zu einer konservativen Figur.

Amilcar Cabral (1974) geht in seiner Analyse noch weiter. Sein Ausgangspunkt ist der Neokolonialismus der 1960er Jahre, in dem die ehemaligen Kolonialmächte ihre Herrschaft durch andere Mittel aufrechtzuerhalten versuchten. Eines der Mittel ist die Einbindung einer nationalen Pseudobourgeoisie, die die Rolle einer Elite in den ehemaligen Kolonien spielt und sich nationalistischer Diskurse bedient, aber dadurch die Befreiung der Kolonien eher verhindert – vor allem, was die soziale Ungleichheit innerhalb der ehemaligen Kolonie betrifft. Der nationalistische Diskurs hilft also dieser Gruppe, ihre privilegierte Stellung sowohl gegenüber der restlichen Bevölkerung als auch gegenüber den ehemaligen Kolonialherrschern zu legitimieren.

Partha Chatterjee (1986) schließlich entwickelte den Gedanken konzeptionell dadurch weiter, dass er den Nationalismus privilegierter Schichten in den ehemaligen Kolonien als „abgeleiteten Diskurs“ („derivative discourse“) bezeichnete, also eine Übertragung westlicher Muster auf eine postkoloniale Situation. Er analysiert die Entwicklung der Unabhängigkeit Indiens und weist nach, dass der Nationalismus ein Konzept der Eliten war, die den nationalen Diskurs benutzten, um ihre Position als neue Elite zu festigen. Mit Gramsci bezeichnet Chatterjee den Prozess als eine „passive Revolution“, das heißt eine Veränderung von oben, in der eine Elite (hier: die koloniale) von einer anderen (hier: der nationalen) abgelöst wird.

In allen drei Beispielen wird der nationale Diskurs in der postkolonialen Situation kritisiert. Postkolonialer Nationalismus wird als Strategie einer Elite dargestellt, die damit ihre privilegierte Position erhalten kann.

Zusammenfassend kann damit festgestellt werden, dass es aus postkolonialistischer Sicht zwei verschiedene Bilder des Nationalismus gibt. Zum einen kann – wie auch in der kolonialen Situation – aus einer Perspektive des „Westens“ die eigene Überlegenheit und Rationalität behauptet werden. Die ehemaligen Kolonien erscheinen dann als zurückgeblieben nationalistisch. Dabei handelt es sich also um eine Elitestrategie in ehemaligen Kolonialstaaten: Die Eliten dieser Staaten legitimieren ihre (ehemalige) Herrschaft so als vernünftig, postnational, nicht nationalistisch, sondern universal. Gleichzeitig legitimieren sie aber damit auch ihre privilegierte Position im eigenen Land als in „Vernunft“ begründet.

Auf der anderen Seite ist der Nationalismus eine Strategie von Eliten in den Kolonien und ehemaligen Kolonien. Sie festigen durch nationalistischen, anti-kolonialen Diskurs ihre Position als Vertreter der Interessen des „Volkes“ oder der Nation. Dadurch kann diese Gruppe ihre Privilegien sichern. Diese Betonung des Nationalen in postkolonialen Situationen ist ein Aspekt, der in den postkolonialen Hybriditätstheorien weniger analysiert wird. In diesen bedeutet Postkolonialismus eher Vermischung und Überwindung klarer Abgrenzungen. Welche Rolle die Betonung der Nation aber gerade in Situationen spielt, die auch als hybrid-postkolonialistisch analysiert werden, soll nun untersucht werden.

Im Folgenden sollen diese Aspekte der Diskussion von Nation zunächst kurz am ostdeutschen und dann ausführlicher und kontrastierend am polnischen Beispiel untersucht werden. Dabei wird jeweils der Schwerpunkt der Betrachtungen auf das Thema des (Post)Kolonialismus gelegt. Ostdeutschland dient hier als geeigneter Einstieg, da sowohl die materiellen Prozesse der Verarmung als auch deren Verarbeitung in quasi-kolonialistischen bzw. antikolonialistischen Deutungs- und Erzählmustern dort in einem einfacheren Rahmen stattfanden – es war nämlich Westdeutschland, das klar als Gegenpol fungierte. Diese kulturellen Aspekte ungleicher Beziehungen traten daher auch früher auf.

Nach der Wende 1989 und im Zuge des Beitrittsprozesses tauchten in der damaligen DDR erste Befürchtungen einer Kolonisierung (oder eines vergleichbaren Prozesses) durch Westdeutschland auf. Ein Slogan, der diese Stimmung einfiel, war der Spruch „Keine Kolonisierung“. Dennoch war die Hauptdiskussion nicht davon geprägt, sondern eher von Hoffnungen auf die Versprechen des Marktes und der liberalen Gesellschaftsordnung. Nach der Vereinigung entwickelte sich dann ein Diskurs, in dem (westdeutsche) Kolonisationsgeschichten auf (ostdeutsche) Marginalisierungserzählungen trafen. Anke Pinkert analysiert die verschiedenen Beiträge in der Belletristik. Sie stellt dabei den Roman „Neuland“ von Luise Endlich (ein Pseudonym von Gabriele Mendling) (1999) einigen Romanen ostdeutscher Autoren gegenüber. In Neuland erzählt eine westdeutsche Frau, die mit ihrem Mann, einem Arzt, nach Brandenburg gezogen ist, über ihre Erlebnisse im Osten. Dabei folgt sie quasi-kolonialen Mustern – ihre Ansichten werden als universalistisch, zivilisiert, höherwertig dargestellt, der „Osten“ als Region, in der diese Werte und Verhaltensweisen noch nicht durchgesetzt sind. Diesem westlichen Blick auf Ostdeutschland entspricht auch die Diskussion um fehlende Werte in Ostdeutschland, die am Beispiel Kindstötung (vom Brandenburgischen CDU-Innenminister Schönbohm thematisiert) oder auch Rechtsradikalismus (wo dem „Osten“ eine größere Anfälligkeit vorgeworfen wird) geführt wird. In diesen Deutungen erscheint der „Osten“ als weniger zivilisiert als der Westen, als „rückständig“. Dies wird zwar nicht unbedingt auf die geographische Lage östlich der BRD zurückgeführt wird, sondern auf die DDR-Geschichte, aber die Erzählungen folgen dennoch den Mustern westlichen Fortschritts und östlicher Zurückgebliebenheit. Dem gegenüber steht die Erfindung einer ostdeutschen „Ethnizität“, wie es Daniljuk und Holm (1998) bezeichnen. Die Erfin-

derung einer solchen ostdeutschen „Ethnizität“, charakterisiert durch bestimmte Traditionen, Bräuche, aber eben auch eine „Unterdrückung“ durch den Westen, folgt den Mustern des Nationalismus

Überträgt man nun die postkoloniale Kritik der Nation auf das Beispiel Ostdeutschlands, wird klar, dass es sich bei der ersten Perspektive um einen neokolonialen westlichen Diskurs handelt, dem in Ostdeutschland ein nationaler Diskurs gegenübersteht, der zumindest teilweise auch z. B. von der PDS getragen wird. In Westdeutschland wiederum sind es die Träger des quasi-kolonialistischen Diskurses, die sich als rational und zivilisiert darstellen können.

Wie sieht es nun mit diesen Diskursen in Polen aus? In der dortigen politischen Debatte wurde vor allem in der Regierungszeit der PiS unter Kaczynski die Gefährdung Polens betont – sei es von außen durch Hegemoniestreben Deutschlands oder Russlands, sei es von innen durch „Kommunisten“ oder andere „Feinde Polens“. Die innenpolitische Diskussion war dabei deutlich ausgeprägter als die außenpolitische. Andrea Huterer (2006) analysiert die Belagerungsrhetorik, in der die Kaczynskis die Republik ständig gegen innere Feinde und Verschwörungen zu verteidigen vorgaben. Es überwiegt dabei eine klare Schwarz-Weiss-Zeichnung. Außenpolitisch wurde diese Linie auch durch wiederholte Vergangenheitsbezüge bestärkt. So erschienen die Vereinbarungen über die Ostseepipeline dem damaligen Verteidigungsminister Sikorski (in der aktuellen Regierung Außenminister) als Wiederholung des Hitler-Stalin-Pakts (in dem die Aufteilung Polens beschlossen wurde). In Deutschland hingegen wurde die polnische Regierung als nationalistisch und irrational dargestellt, die deutsche Regierung dagegen als rational und vernünftig. So schrieb der „Tagesspiegel“ Ende 2006 über die Verhandlungen zur Reform des Nizza-Vertrages: „Mag sein, dass Polen nach den real-sozialistischen Zeiten einen Nachholbedarf an Patriotismus zu befriedigen hat.“ (Tagesspiegel Berlin, 12.9.06) Ein Nachholbedarf und damit auch eine gewissen Zurückgebliebenheit scheint für den „Tagesspiegel“ also einiges zu entschuldigen. Der westliche Blick, in dem die eigene Position als rational und überlegen konstruiert wird, ist in diesen Darstellungen gut erkennbar.

Sowohl im Blick von außen als auch in der innenpolitischen Diskussion sind die aufgezeigten Elemente der kolonialen Gegensatzkonstruktion nicht zu übersehen. Darüber hinaus findet aber in Polen auch eine direkte Thematisierung eines polnischen literarischen Postkolonialismus statt. So erschienen nach 1989 Werke, die die Vergangenheit des Habsburger Reichs verklärten (zum Beispiel bei Stasiuk, siehe Hänschen 2004). Auf der anderen Seite aber kann z. B. Dorota Masłowska „Schneeweiß und Russenrot“ (2004), das im Original „Der polnisch-russische Krieg unter weiß-roter Flagge“ (2002) heißt, als ein Beispiel für die Kritik an Feindbildern und dem Nationalismus betrachtet werden.

In der Zeitschrift *Teksty Drugie* erschienen dazu mehrere Artikel, aber auch in anderen Publikationen wurde darüber diskutiert. Einen Teil der Beiträge bildeten Analysen polnischer Werke, z. B. auch des Weltreisenden Kapuściński (Tabaszewska 2006). In diesen Beiträgen wurde polnische Literatur mit Mitteln der postkolonialistischen Theorie untersucht.

Der kontroversere Teil der Debatte hatte jedoch einen anderen Schwerpunkt: Es ging um die Rolle polnischer Literatur im globalen literaturwissenschaftlichen Feld. So schrieb die amerikanische Polonistin Clare Cavanagh (2003, 2004) über die globale Debatte des Postkolonialismus und beklagte, dass Polen ein weißer Fleck auf der westlichen Karte dieser Theorie sei. Die Postkolonialität Polens werde nicht anerkannt, vielmehr ignoriert und Polen damit ausgeschlossen und praktisch unterdrückt. Alexander Fiut (2003) antwortete darauf, diese Sichtweise sei eine Wiederholung des polnischen Opfermythos. Cavanagh schloss sich ein Artikel von Dariusz Skórczewski (2006b) an. Auch er beklagte, dass polnische Literatur nicht global unter dem Label „postkolonial“ diskutiert werde, und sah damit Polen einer Chance beraubt. Er setzte es sich als Ziel, für die Beachtung Polens in diesem Diskurs zu kämpfen: „Aus dem oben Gesagten geht hervor, dass es umso schwieriger ist, Polen und den Ländern Ost- und Mitteleuropas einen Platz im postkolonialen Diskurs zu erkämpfen. Wie kann man es erreichen?“ (2006b, 108, Übers.: U.B.). Die Debatte über postkolonialistische Literatur in Polen wurde so in diesen Beiträgen zu einer über die Benachteiligung polnischer Literatur, in der Skórczewski und Cavanagh sich in die Position derer begeben, die für Polen kämpfen.

Interessant ist auch ein weiterer Artikel Skórczewskis (2006a). In einer Analyse des Romans „Castorp“ von Paweł Huelle zeigt er die postkolonialistischen Bezüge dieses Buchs auf, dessen Geschichte eingeschrieben wird in die Handlung von Thomas Manns Zauberberg und einen der Akteure von Manns Buch (eben Castorp) im Kontext der damaligen deutsch-polnischen Beziehungen neu interpretiert. Abgesehen von seiner überzeugenden Analyse fällt auf, dass Skórczewski in seinem Artikel direkte Appelle an die deutschen Rezensenten und Leser des Buches richtet: Sie sollten nicht nur die Feinheit des Buches loben, sondern auch erkennen, dass das Buch den deutschen Kolonialismus (und damit ihre eigene Geschichte) anklage. Auch in diesem Artikel begibt sich Skórczewski in die Rolle dessen, der gegen die Benachteiligung Polens kämpft – und hier sogar gegen die ehemaligen Kolonisatoren.

Skórczewski argumentiert nicht nur gegen die Benachteiligung seines Landes bzw. seiner nationalen Literatur, sondern auch für die Anerkennung dieser Literatur als einer, die es verdiene, als benachteiligt – hervorgegangen aus einer kolonialen Situation – diskutiert zu werden. In seinem oben zitierten Artikel (2006b) schreibt er weiter, dass durch diesen Kampf die gesamte polnische Literatur in „die Welt“ eingeführt werden könne:

„Die Betrachtung unserer Literatur aus dieser Perspektive [des Postkolonialismus] ist nicht nur eine mögliche Aufgabe, sondern noch mehr eine nötige. Nötig zur Einführung unserer Literatur in die Welt, in der – außer bei ein paar Kennern der zeitgenössischen Lyrik – Polen als Land mit einer jahrhundertealten Literaturtradition [...] überhaupt nicht existiert. Im Lichte des oben Erwogenen ist jedoch klar, dass wir diese Aufgabe allein übernehmen müssen.“ (Skórczewski 2006b, 112; Übers.: U.B.)

Skórczewski sieht sich also an der Spitze eines Kampfes für die Nation, gegen die Missachtung und Benachteiligung der (polnischen) Nation in einem internationalen Feld.

Dieses Feld ist zum einen die postkolonialistische Literaturwissenschaft, zum zweiten die Welt der nationalen Literaturen. Der „globale postkoloniale Diskurs“ erscheint also als der Kolonisator, der von Skórczewski in der Rolle eines „kolonisierten Intellektuellen“ (Fanon) kritisiert wird. Die Entdeckung nationaler Tradition und des Wertes dieser Tradition gehört zu dieser Position einer postkolonialen nationalen Elite natürlich dazu.

Der skizzierte polnische Diskurs ist also im politischen Feld charakterisiert durch den klassischen Diskurs einer postkolonialen Elite, die sich als Verteidiger der Nation gegen neue koloniale Bedrohungen versteht. Vor allem die Rhetorik der Kaczynski-Regierung verfolgte diese Muster, um damit ihre Position als nationale Elite zu begründen und zu festigen. In der Literaturwissenschaft wird – von kritischen Stimmen wie Fiuts als nationalistisch charakterisiert – teilweise ein postkolonialer Metadiskurs geführt: Das postkoloniale Polen werde im globalen postkolonialen Diskurs nicht also solches anerkannt, dieser sei also in der Rolle des Kolonisators, gegen den die nationalen Interessen (der polnischen Literatur und der polnischen Literaturwissenschaft) durchgesetzt werden müssen. Skórczewski (und z. B. Cavanagh) konstruieren sich als nationale Kämpfer für Polen und die polnische Literatur.

Wie ist abschließend die Rolle der Nation in Debatten über Postkolonialismus zu bewerten? In Deutschland sind nach der Wende die Muster kolonialen und postkolonialen Diskurses auszumachen. In Teilen der politischen Debatte existiert ein westlicher Blick, der die eigene Position als rational, zivilisiert und universal setzt. Der „Osten“ wird im Gegensatz dazu als Abweichung, als weniger zivilisiert dargestellt. In Ostdeutschland trifft diese Darstellung auf eine, die den Wert der eigenen Tradition betont, in der die Westdeutschen als Kolonisatoren dargestellt werden und die Ostdeutschen als Opfer.

In den deutschen bzw. polnischen Bildern vom jeweils anderen werden diese Blicke wiederholt: In den deutschen Medien und der deutschen Politik wird Polen als irrational und nationalistisch dargestellt, Deutschland als rational und postnational. In der polnischen Debatte (zumindest in der letzten Regierung) wurde Deutschland als Bedrohung, als ehemaliger und potenziell neuer Kolonisator dargestellt, den polnische Politiker im Namen der Nation bekämpften. Aber auch in der Literaturwissenschaft wird Polen als benachteiligt konstruiert, und zwar sogar (teilweise) im (polnischen) postkolonialen Diskurs, der den globalen Diskurs wiederum als kolonialistisch auffasst. Damit erfüllen diese Wissenschaftler die Rolle von „kolonisierten Intellektuellen“ im Sinne Fanons, die ihre eigene privilegierte Position durch einen nationalen Diskurs erreichen.

Postkolonialismus in Mittel- und Osteuropa ist also ein Feld aus Blicken und strategischen Definitionen von Nationalismus. Die verschiedenen Blicke beziehen sich auf unterschiedliche Beziehungen, die jeweils als postkolonial bzw. kolonialistisch konstruiert werden. Der Bezugspunkt ist dabei jeweils die eigene Nation – die in Deutschland dabei als rational konzipiert ist.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die für kolonialistische Beziehungen typischen Bilder, wie sie in den Gegensatzpaaren rational-irrational und nationalistisch-nicht/weniger nationalistisch gezeichnet werden, auch in deutsch-polnischen politischen und literarischen Diskursen anzutreffen sind. Dies ist zunächst insofern wenig überraschend, als entsprechende Darstellungen seit Jahrhunderten zum Repertoire des Bildes vom jeweils anderen in kolonialen und anderen Abhängigkeitsverhältnissen gehören. Auffällig ist hingegen der Umstand, dass gerade der postkolonialistische Diskurs, zu dessen Merkmalen üblicherweise die Kritik solcher Bilder gehört, in Polen aus einem Blickwinkel geführt wird, der die eigene Situation in ebensolchen Begriffen beschreibt, d. h. die kolonialistischen Bilder reproduziert und sich innerhalb der postkolonialistischen Literatur(wissenschaften) als kolonisiert definiert. Zwar sind die geschilderten Positionen nicht unbedingt als Mehrheitspositionen weder der Politik noch der Literatur zu bezeichnen; als Hinweis auf gewissen Eigentümlichkeiten der postkolonialistischen Diskussion sind sie aber nicht zu unterschätzen. Zu einem hybrid-postkolonialistischen literarischen Diskurs, der den Nationalismus kritisiert, tritt ein national-postkolonialistischer, der die Nation betont. Mit einer solchen Unterscheidung und einer Umsetzung der eher politisch orientierten Theorien postkolonialer Situationen wird es möglich, die Machtverhältnisse und Strategien im Postkolonialismus eingehender zu untersuchen.

Literatur

- Beck, Ulrich, Edgar Grande 2007: *Das kosmopolitische Europa. Gesellschaft und Politik in der Zweiten Moderne*. Frankfurt/M.
- Berend, Tibor 2004: *Central and Eastern Europe, 1944-1993. Detour from the periphery to the periphery* Cambridge.
- Blunt, Alison, Cheryl McEwan (Hg.) 2002: *Postcolonial Geographies*. London.
- Böröcz, József, Melinda Kovács (Hg.) 2001: *Empire's New Clothes. Unveiling EU Enlargement*. *Central Europe Review*.
- Cabral, Amilcar 1974: *Die Revolution der Verdammten: der Befreiungskampf in Guinea-Bissau*. Berlin (Erstauflage: 1959)
- Cavanagh, Clare 2003: *Postkolonialna Polska. Biała plama na mapie współczesnej teorii*. In: *Teksty Drugie*, 2/3, 2003, S. 60-71.
- Cavanagh, Clare 2004: *Postcolonial Poland*. In: *Common Knowledge*, 10, S. 82-92.
- Chatterjee, Partha 1986 *Nationalist Thought and the Colonial World: A Derivative Discourse?* London.
- Clarke, Athur C. 1990: *Childhood's End*. New York (Erstauflage: 1953).
- Daniłjuk, Malte, Andrej Holm 1998: *Zwischen DDR-Tradition und Ethnisierung. Historische und aktuelle Entstehungsbedingungen für rechte Bewegungen im Osten*. In: *telegraph* 3/4, 1998 [http://www.telegraph.ostbuero.de/3_4-98/inhalt3-4_1998.htm]
- Dümcke, Wolfgang, Fritz Vilmar (Hg.) 1995: *Kolonialisierung der DDR. Kritische Analyse*.

- sen und Alternativen des Einigungsprozesses. Münster.
- Endlich, Luise 1999: Neuland. Ganz einfache Geschichten. Berlin.
- Engel-Di Mauro, Salvatore (Hg.) 2006: The European's burdens. Global imperialism in EU expansion. New York.
- Fanon, Frantz 1981: Die Verdammten dieser Erde. Frankfurt am Main (Erstauflage: 1961).
- Fiut, Aleksandr 2003: Polonizacja? Kolonizacja? In: *Teksty Drugie*. 6, 2003 S. 150-156.
- Freytag, Gustav 1855: Soll und Haben. Leipzig: Hirzel [Quelle des Zitats: Online-Ausgabe http://gutenberg.spiegel.de/index.php?id=5&id=733&kapitel=56&cHash=0726c35b362#gb_found]
- Gowan, Peter 1996: Neo-Liberal Theory and Practice for Eastern Europe, in: *new left review*, 213 (September/October), S. 3-60.
- Hänschen, Steffen 2004: Mitteleuropa redivivus? Stasiuk, Andruchovyè und der Geist der Zeit. In: *Osteuropa*, Jg. 54, Heft 1 (Januar 2004), S. 43-56.
- Hofbauer, Hannes 2003: Osterweiterung. Vom Drang nach Osten zur peripheren EU-Integration. Wien.
- Huterer, Andrea 2006: Kampf der Rechten und Gerechten. Die politische Rhetorik der Kaczynskis. In: *Eurozine* (parallel veröffentlicht in: *Osteuropa* 11-12/2006, S. 53-68) [<http://eurozine.com/pdf/2007-09-17-huterer-de.pdf>]
- Jirgens, Karl E. 2006: Fusions of Discourse: Postcolonial/Postmodern Horizons in Baltic Discourse. In: Kelertas, Violeta (Hg.) *Baltic postcolonialism*. Amsterdam. S. 45-81.
- Kelertas, Violeta (Hg.) 2006: *Baltic postcolonialism*. Amsterdam.
- Kennedy, Michael D. 2004: Poland in the American Sociological Imagination. In: *Polish Sociological Review* 4/2004, S. 361-383.
- Kohn, Hans 1944: *The idea of nationalism: a study in its origins and background*. New York.
- Masłowska, Dorota 2004: *Schneeweiß und Russenrot*. Köln.
- Moore, David Chioni 2006: Is the Post- in Postcolonial the Post in Post-Soviet? In: Kelertas, Violeta (Hg.) *Baltic postcolonialism*. Amsterdam. S. 11-43 (Erstauflage: 2001).
- Pinkert, Anke 2002: Postcolonial Legacies: the Rhetoric of Race in the East/West German National Identity Debate of the Late 1990s. In: *M/MLA* 35.2, S. 13-33.
- Plamenatz, John 1976: Two Types of Nationalism. In: Kamenka, Eugene (Hg.): *Nationalism. The nature and evolution of an idea*. London. S. 23-36.
- Shkandrij, Myroslav 2001: *Russia and Ukraine. Literature and the discourse of empire from Napoleonic to postcolonial times*. Montréal.
- Sidaway, James D. 2002: Postcolonial Geographies. Survey explore – review. In: Blunt, Alison, Cheryl McEwan (Hg.) *Postcolonial Geographies*. London. S. 11-28.
- Skórczewski, Dariusz 2006a: Modern Polish Literature Through a Postcolonial Lens. The Case of Paweł Huelle's *Castorp*. In: *Sarmatian Review* 9/2006, S. 1229-1233.
- Skórczewski, Dariusz 2006b: Postkolonialna Polska. Projekt (nie)możliwy. In: *Teksty Drugie*, 1/2 2006, S. 100-12.

- Steyerl, Hito, Encarnación Gutiérrez Rodríguez (Hg.) 2003: Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik. Münster.
- Tabaszewska, Justyna 2006: Podróżnicy i kolonizatorzy. Współczesne strategie opisu Afryki. In: Teksty Drugie, 1/2 2006, S. 296-309.
- Todorova, Marija N. 1999: Die Erfindung des Balkans. Europas bequemes Vorurteil. Darmstadt (Erstauflage: 1997).
- Wolff, Larry 2000: Inventing Eastern Europe. The map of civilization on the mind of the Enlightenment Stanford.

geographische hochschulmanuskripte

geographische *revue* • Beihefte

Zuschriften und Bestellungen an:
Geographische Hochschulmanuskripte
c/o Prof. Dr. Günther Beck
Lotzestr. 20 A
D-37083 Göttingen

Jan Christian Bonse

Die russische Minderheit im Baltikum

Die gesellschaftlichen und kulturellen
Neuorientierungen in Folge des politischen
Wandels in einer 'Übergangsregion' zwischen
Ost und West

N.F. 1 | 2005

Einzelrezensionen

Stefan Kaufmann: *Soziologie der Landschaft*. Wiesbaden 2005 (Stadt, Raum und Gesellschaft). 369 S.

Die dem Raum zugewandte Sozialwissenschaft ist häufig gezwungen, sich zur Präsentation ihrer Ergebnisse einer Sprache zu bedienen, deren innere Kohärenz nicht durch ein striktes Set von Regeln garantiert ist. Sie ist immer gefährdet, sich in den Abgründen und Ambiguitäten räumlicher Semantiken zu verlieren, ohne ihre Ergebnisse in prüfbare Relationen überführen zu können. Räumliche Semantiken gibt es derer viele. Region, Urbanität, Topophilia, Globalisierung, Ort, Grenze, Nation, Fremdheit oder Ghetto sind lediglich einige Beispiele aus diesem unüberschaubaren Fundus. Der Freiburger Soziologe Stefan Kaufmann fokussiert in seiner Habilitationsschrift auf eine der vielleicht irisierendsten räumlichen Semantiken, die der Landschaft, und prüft sie im Hinblick auf „Territorialisierungsprozesse im Sinne einer räumlichen Formung gesellschaftlicher Naturverhältnisse“ (S. 17). Es geht Kaufmann letztlich um das problematische Verhältnis der Gesellschaft zu ihrem Naturraum. Der bereits im Titel angekündigte Entwurf einer „Soziologie der Landschaft“ basiert auf einem zunächst phänomenologisch gefassten Landschaftsbegriff als „sichtbare, erfahrbare, räumlich ausgedehnte Natur“ (S. 9). Diese Auffas-

sung von Landschaft lasse einen Dualismus von Objektivität als Natur-Kultur-Dichotomie und Bildhaftigkeit der Landschaft entstehen, der in der bisherigen Soziologie marginalisiert sei. Kaufmann weist die Bearbeitung des Natur/Kultur-Problems originär der Geographie zu, und die Auseinandersetzung mit der bildhaften Repräsentation der Landschaft sieht er in der Philosophie, Literatur- und Kunstwissenschaft verortet. Das ehrgeizige Ziel seiner Studie ist die Zusammenführung beider Aspekte der Landschaft in einer Disziplin, die er als Erweiterung der „raumsoziologischen Reflexion“ (S. 13) um eine dritte Komponente neben der Globalisierungsdebatte und der Stadtsoziologie, und zwar um eine „Soziologie der Landschaft“ begreift. Das analytische Potenzial dieses neuen raumsoziologischen Nachdenkens verdeutlicht im Anschluss an die theoretische Ausarbeitung der landschaftssoziologische Blick auf das *American Grid System*, das beide „Aspekte von Landschaft, ihre physisch-geographische und ihre ästhetische Kodierung“ (S. 334), prototypisch auf sich vereint.

Kulturgeographisch informierten Leser(inne)n kommt dies leidlich neu vor, da spätestens die *New Cultural Geography* Natur und Bilder von Landschaften sowie die Implikationen dieser Zusammenführung seit Mitte der 1980er Jahre zu erklären versucht. Tatsächlich ist aus geographischer Sicht

die soziale Konstitution von Landschaften und die Überführung von landschaftlichen Elementen in soziale Formen der interessanteste Aspekt der ambitionierten Studie. Kaufmann nimmt hierfür zunächst die Kritik von Gerhard Hard an dem Landschaftsbegriff der Geographen, den dieser „als Reifizierung eines ästhetischen Konstrukts“ (S. 55) ansieht, zum Anlass, subjektzentrierte und geodeterministische Zugänge zur Landschaft als für sein Ansinnen unzulänglich zurückzuweisen. Joachim Ritter und Friedrich Ratzel dienen ihm an diesem Punkt als Referenzautoren. Ritter begreift Landschaft als kontemplative Begegnung mit vergangenen Landschaftstypen und somit als eine reine subjektive Reflexion. Ratzel hingegen entwirft Landschaft als eine evolutionstheoretisch ausgearbeitete geschichtsphilosophische Komponente. Er blendet damit die symbolischen Aufladungen von Landschaften systematisch aus und begründet so eine wichtige Tradition in der deutschen Landschaftsforschung. Dies wirkte noch bis in die Mitte der 1960er Jahre hinein auf geographische Arbeiten zur Landschaft. Bis zu diesem Zeitraum waren in der deutschen Kulturgeographie Versuche symbolischer Decodierungen der Landschaft verpönt. Kaufmann entgeht in seiner profunden Analyse kulturgeographischer Landschaftszugänge hingegen die phänomenologisch ausgerichtete *Non-representational Theory*, die akzeptiert, dass der Mensch zu gleicher Zeit einen vollständig in die Natur eingebundenen Körper *und* die Gabe besitzt, dies zu reflektieren. Unter Umständen hätte ein Einbezug der geographieinternen phänomenologischen Diskussion des Natur/Kultur-Repräsentationsproblems an dieser Stelle der Argumentation fruchtbar sein können und die historische Analyse näher an die Gegenwart herangeführt als dies mit den ausgewählten Referenzautoren Ritter und Ratzel möglich war.

In seinem interessanten eigenen Entwurf der Amalgamierung von Natur/Kultur im Begriff der Landschaft markiert Kaufmann zunächst eine scharfe Grenze zu rein sozialen Zugängen zur Natur und diskutiert aus diesem Grund die „Ökologische Kommunikation“ von Niklas Luhmann. Die antimaterialistische, rein kommunikative Theorie Luhmanns sieht Kaufmann als nicht geeignet an, „die Vermittlungsschritte auszuloten, mit denen Natur und Technik in die Gesellschaft treten“ (S. 115). Kaufmann knüpft an Latour und dessen in der Kulturgeographie vieldiskutierten Konzept der Hybridisierung von sozialen und natürlichen Phänomenen an, wenn er Landschaften eine „relative Existenz“ (S. 124) zumisst. Die „relative Existenz“ einer Landschaft bedeutet für den Autor, dass sich dauerhafte Vorstellungen, Interessen und Praktiken mit dem Phänomen verbinden und dessen Verschwinden daher nur schwer vorstellbar ist. Kaufmann verdeutlicht diesen Gedanken anhand der berühmten Studie von Fernand Braudel über den Mittelmeerraum, den Kaufmann als Landschaft mit relativer Existenz exemplifiziert. Unklar bleibt bei diesem Vorgehen jedoch der fundamentale Raumbegriff des Autors. Kaufmann erwähnt die kluge Differenzierung des Kulturgeographen Yi-Fu Tuan, der zwischen *space*, d. h. einer abstrakten mathematisch-geometrischen Bestimmung räumlicher Konfigurationen als Grundlage räumlich-funktionaler Ausdifferenzierung

tionproblems an dieser Stelle der Argumentation fruchtbar sein können und die historische Analyse näher an die Gegenwart herangeführt als dies mit den ausgewählten Referenzautoren Ritter und Ratzel möglich war.

gen, deren wichtigste Nähe/Distanz ist, und *place*, der sinnbehafteten, bedeutungsgeladenen räumlichen Abgrenzung selbst, unterscheidet. Kaufmann nimmt aber diese eingeführte Unterscheidung nicht zum Anlass, einen Raumbegriff vorzustellen, der anschließend die Grundlage analytischer Ausführungen zur Landschaft bildet, sondern er versucht stattdessen eine Amalgamierung des diskutablen Raumkonzepts von Martina Löw und des zehn Jahre älteren Modells der Raumbilder von Detlev Ipsen. Auf dieser Grundlage erfolgt die Ausarbeitung eines Landschaftsbegriffs, der als „sich wechselseitig bedingende ‚Fabrikation‘ von Natur und Kultur“ (S. 38) firmiert. Genau an dieser Stelle zeigt sich eine Schwäche der Studie. Kaufmann optiert nicht für die systematische Ausarbeitung eines Raum/Ort-Konzepts, um einen Ort in der Argumentation zu gewinnen, auf den sich gewonnene Erkenntnisse rückbeziehen lassen, sondern er entscheidet sich für Generalisierungen, die anschließend als „programmatische Leitlinien“ (S. 35) fungieren. Diese Inkonsistenz erschwert es im Anschluss, die von Kaufmann diagnostizierten Interferenzen zwischen ästhetischen und szientistischen Landschaftskonstitutionen nachzuvollziehen.

Kaufmann begreift Landschaften als Netzwerke gesellschaftlicher Naturbeziehungen. Landschaften gewinnen ihre Gestalt als deren phänomenologischer Aspekt und weisen eine „relative Existenz“ auf. Diese gesellschaftlichen Naturbeziehungen, die Kaufmann mit dem Begriff der Landschaft subsumiert, dekonstruiert er im empirischen Teil am Beispiel des *American Grid Systems*, anhand dessen er aufzeigt, wie „in

der Moderne soziale Wirklichkeit sich in Landschaften materialisiert, welche wiederum zum Stabilisierungsfaktor sozialer Wirklichkeit werden“ (S. 160). Dieses Vorgehen erinnert stark an die „Registrierplatte“ des Münchner Sozialgeographen Wolfgang Hartke, der diese Form von semiotischem Arbeiten in der Geographie populär machte. Die „Soziologie der Landschaft“ weist daher viele Parallelen zur Münchener Schule der Sozialgeographie auf. In der Landschaft materialisiert sich sowohl im Fall der „Soziologie der Landschaft“ als auch in den semiotisch ausgerichteten Arbeiten Hartkes letztlich immer der Wertekanon einer Gesellschaft.

Landschaft als Amalgam von Natur und Kultur manifestiert sich in deutlicher Art und Weise in der Raumgestaltung und den Raumbildern, die das *American Grid System* evoziert. Kaufmann liefert im zweiten Teil seiner Studie eine tiefgehende historische Analyse dieses einzigartigen und puritanisch-rationalen Verfahrens der Kolonisierung von bekannten sowie noch unbekanntem, aber bereits antizipierten Raums. Die Herkunft des Gittermusters, so stellt Kaufmann fest, entstammt dem objektiven, rationalen und mathematischen Kalkül der Längen- und Breitenkreise. Es operiert somit gänzlich losgelöst von existierenden naturräumlichen Bedingungen und stellt mithin ein radikal aufklärerisches Programm dar. Im Gegensatz zu Europa, wo die Landvermessung trigonometrisch und folglich an den Naturraum gebunden vollzogen wurde, ist es auf dem neuen Kontinent genau umgekehrt: Hier gleicht sich die Landschaft der Karte an. Kaufmann erkennt in der politisch-ökonomischen Vision des selbststän-

digen Farmers als Garanten einer republikanisch-demokratischen Ordnung sowie in der Überzeugung, dass eine demokratische Verfassung nur von der Tugendhaftigkeit der Staatsbürger abhängig sei, die Gründe der Durchsetzung des Gridsystems bei der Landnahme in Nordamerika.

Das Grid ist bei Kaufmann der technische Ausdruck einer Ideallandschaft, deren Kern das geordnete Farmland als Antithese zur Stadt und zur Frontier bildet. Die rationale und mitunter eigentümlich anmutende Praxis, das bekannte und das erwartete Land vorausgehend mit einer artifiziellen, an der Exaktheit mathematischer Verfahren ausgerichteten Ordnung zu überschreiben, die sich letztlich in der Landschaft manifestiert und teilweise die natürlichen topografischen Gegebenheiten überdeckt, erklärt Kaufmann mit dem Vorhandensein von zwei distinkten Metaphern im politischen Diskurs der Gründungsjahre der Vereinigten Staaten. Zum einen wurde die Weite der amerikanischen Landschaft als Meer imaginiert, zum anderen als Wildnis. An dieser Stelle versucht Kaufmann seine theoretischen Ausführungen des ersten Teils an das Gridsystem anzubinden, indem er letzteres als den Versuch kennzeichnet, die als „leer“ antizipierte Naturlandschaft kulturell zu bändigen. Kaufmann kommt letztlich zu dem Schluss, dass das amerikanische Grid ein Mittel zur Domestizierung der Überfülle der amerikanischen Wildnis darstellt und gleichzeitig ein Mittel zur Vermessung der Landschaft. Allerdings versäumt der Autor es, einen Wildnisbegriff zu diskutieren, der diese Semantik hinreichend erklärt. Wildnis ist ein Konstrukt, eine Haltung und Einstellung gegenüber einem Ensemble von

Bäumen, anderen Pflanzen, Tieren und dem Land, auf dem dies alles existiert. Wildnis kommt erst als Produkt einer intellektuellen Bewegung vor. Erst die Bedeutungszuweisung konvertiert ein bestimmtes Territorium in eine Wildnis. Bei Kaufmann ist Wildnis im Gegensatz zu konstruktivistischen Auffassungen bereits „da“ und wird mithilfe des Gridsystems taxonomisch geordnet. Wildnis erscheint damit als Synonym von Landschaft, obwohl gerade der theoretische Anspruch von Kaufmann hier eine begriffliche Trennung verlangt hätte. Statt dessen verläuft die Taxonomie des Grid entlang einer Hierarchie von den einzelnen Grundstücken zu den *townships*, zu den *districts*, den *states* und schließlich zur Union und begründet so letztlich die Durchsetzung der Demokratie in einem Flächenstaat, wobei für diese Erkenntnis letztlich unerheblich ist, ob das Grid die Landschaft oder eine Wildnis technizistisch ordnet.

Der Land Ordinance liegt ein Moment der Spannung zwischen moralischem Anspruch und ökonomischer Wirklichkeit zugrunde, den Kaufmann aufnimmt und entwickelt. Die Vermessung sicherte nicht nur das demokratische Grundverständnis und einen quasi natürlichen Patriotismus der Siedler, sondern stellte gleichzeitig eine umfassende Kommodifikation des Raumes dar, die einen ausgedehnten Markt für den Handel und der Spekulation mit Land entstehen ließ. Ein Ergebnis dieses Prozesses erkennt Kaufmann in dem frühen Verschwinden der Allmende, die der Ware Land untergeordnet wurde. Noch bis in die 1980er Jahre hinein existierte der Wert, so Kaufmann, „dass die Arbeit auf dem eigenen Grund und Boden das sicherste Auskommen gewährleiste“ (S.

292). An dieser Stelle enden die Ausführungen von Kaufmann und er analysiert nicht die Implikationen, die diese ökonomistische Landnahme bedeuten. Die heutige Landschaft in den USA weist zahlreiche Aspekte auf, die es Wert gewesen wären, im Kontext der historischen Analyse der US-amerikanischen Landnahme vertieft betrachtet zu werden. Vor allem das einzigartige amerikanische Siedlungssystem mit seinen Edge Cities, Suburbias, Highways oder Technoburbs böte sich an dieser Stelle als Untersuchungsgegenstand an. Kaufmann verzichtet auf Analysen dieser Art, was in Hinblick auf den Umfang der Studie verständlich ist. Allerdings fände eine „Soziologie der Landschaft“ als integrale Perspektive der vielschichtigen Dimensionen gesellschaftlicher Naturraumbezüge gerade in dem auf der Land Ordinance basierenden amerikanischen Siedlungsgefüge einen natürlichen Gegenstand.

Der abschließende Eindruck der Studie ist ein zweiseitiger. Die Arbeit besteht durch eine akribische Darstellung von unterschiedlichen Ansätzen, die sich

sämtlich mit der Landschaft befassen. Alle dargebotenen Informationen sind nicht zuletzt für Geograph(inn)en hoch interessant und plausibel. Die Analyse des American Grid Systems sollte darüber hinaus gerade von Geograph(inn)en, die sich mit Nordamerika befassen, gelesen werden. Aber letztlich will sich kein kohärentes Bild der „Soziologie der Landschaft“ und ihrer denkbaren Implikationen einstellen. Die Überfülle an Informationen lässt sich nicht umstandslos zu einer stringenten Studie zusammenführen. Diesen Eindruck unterstreicht noch die Einführung der foucaultschen Heterotopie ganz am Ende der Arbeit. Der Versuch einer Natur/Kultur-Amalgamierung ist offensichtlich nur lösbar, wenn letztlich auf die Vielschichtigkeit und Mannigfaltigkeit eines jeden Ortes im Raum verwiesen wird. Es scheint so, als sei der Begriff der Landschaft ein Mysterium, das auch nach Lektüre der Habilitationsschrift von Stefan Kaufmann mysteriös bleibt.

Peter Dirksmeier

Ulrich Mai (Hg.): *Masuren: Trauma, Sehnsucht, leichtes Leben. Zur Gefühlswelt einer Landschaft*. Münster 2005 (Bielefelder Geographische Arbeiten 6). 333 S.

Landschaften bestehen aus zwei Komponenten: aus einer Bezeichnung und einem

Hof von Konnotationen, die mit dieser Bezeichnung verbunden sind. Und je weniger einzelne Menschen oder Menschengruppen Anteil haben an der materiellen Aneignung des physischen Substrats eines bestimmten Raumausschnitts, desto eher tendieren sie dazu, diesen Raumausschnitt mit symbolischem Mehrwert aufzuladen und als

„Landschaft“ wahrzunehmen. So ist der landschaftliche Blick in bäuerlichen Kreisen auch weitaus seltener anzutreffen als etwa bei Sparkassenangestellten oder gar Pädagogen. Neben dieser berufsbezogenen Entfernung von der arbeitsvermittelten Erfahrung des physischen Raums ist auch die raumzeitliche Distanz als Faktor der Wahrnehmung von Landschaften anzusehen. Es scheint gerade bei Emigranten, Flüchtlingen usw. eine Tendenz zur retrospektiven Landschaftswahrnehmung zu existieren, welche die verlassene Heimat zu einem Ort des Versprechens werden lässt, dessen Einlösung durch die Auswanderung, Vertreibung etc. unmöglich wurde. Gerade der prospektive Charakter von Erinnerung (vgl. Esposito 2002) verleiht der verlorenen Herkunftsregion den Zauber einer einzigartigen Landschaft, deren besondere Qualität es war, Möglichkeiten der Realisierung eines „guten Lebens“ geboten zu haben – Möglichkeiten, die durch die Abwanderung zerstört wurden.

Das verlorene Territorium zu besuchen, ohne es wiedergewinnen zu können, konfrontiert die Landschaftserinnerung notwendigerweise mit den heutigen Gegebenheiten; dieser Vergleich fällt zumeist sehr deutlich zuungunsten der aktuellen Situation aus. Nur mit großem Aufwand gelingt es, die erinnernde Landschaftswahrnehmung so zu immunisieren, dass störende Elemente unsichtbar bleiben oder zumindest weitgehend in den Hintergrund treten (vgl. Beck 2000 über das Ostpreußische an Ostpreußen in der Ostpreußenliteratur). In den meisten Fällen jedoch, vor allem wenn es sich nicht um in der Bild(re)produktion geschulte Intellektuelle handelt, verhält sich die (aktu-

elle) Landschaftswahrnehmung doch recht kontrastiv zur (scheinbar auf Vergangenes sich beziehende) Landschaftserinnerung.

Für die ansässige Bevölkerung entsteht Landschaft in einem recht ähnlichen Prozess, und zwar wenn Raumelemente mit unerwünschten sozialen und ökonomischen Entwicklungen einhergehen. Dann verweist die Umgestaltung räumlicher Ausstattung recht direkt auf gesellschaftliche Veränderungen, und die Retrospektive auf die positiv imaginierte Vergangenheit wird zur Erinnerung einer besonderen und heilen Landschaft.

Der vorliegende Band widmet sich mit der Region Masuren einem Gebiet, das sich aufgrund der umfangreichen Bevölkerungsverschiebungen nach dem Zweiten Weltkrieg geradezu anbietet für die Untersuchung der skizzierten Prozesse. Der als Einleitung fungierende Beitrag des Herausgebers U. Mai („Symbolische Aneignung und Ethnizität in Masuren“), eine überarbeitete Version des Forschungsantrags, durch den die in dem Band versammelten Untersuchungen finanziert wurden, wählt als Leitbegriff die „symbolische Aneignung“. Darunter ist zu verstehen, dass einzelne Landschaftselemente natur- wie kulturräumlicher Art von den Individuen als Symbole für ihre Zugehörigkeit zur regionalen Gesellschaft verstanden werden, mithin Element des Zusammengehörigkeit ausdrückenden Zeichenvorrats sind. Veränderungen dieser Landschaftselemente weisen dann zugleich auch auf Veränderungen der sozialen Verhältnisse hin oder drohen diese zumindest an. Zielsetzung des Projekts war, die symbolische Aneignung Masurens bei verschiedenen ethnisch kategorisierten Bevölke-

rungsgruppen (Deutsche, Polen, Ukrainer) vergleichend zu untersuchen. Die am häufigsten angewandte Untersuchungsmethode war das (zumeist biographische) Interview, durch das anhand von Lebensgeschichten die symbolische Aneignung nachzuvollziehen versucht werden sollte.

So schildert M. Wagner unter Zuhilfenahme von Interviews die „Neubesiedlung Masurens nach 1945 aus der (heutigen) Perspektive polnischer, deutscher und ukrainischer Einwohner“; auf ähnlichem Material gründen der Beitrag von Barbara Eßer („Geschichte“ als ein Aspekt der sozialen Konstruktion von Heimat. Beobachtungen in Masuren“) und ein weiterer Artikel von M. Wagner („Keine von uns hat geweint“. Die Erfahrung von Gewalt und Diskriminierung im Generationenverhältnis von Angehörigen der deutschen Minderheit“). Deutlicher und vor allem explizit thematisieren zwei Beiträge des Herausgebers den Umstand, dass biographische Interviews weniger als historische Quellen geeignet sind denn als Hinweis auf vorhandene Stereotypen und Selbstverortungen („Die liederliche Landschaft: Ethnische Stereotype unter Angehörigen der deutschen Minderheit in Masuren“ – „Das einfache Leben“: Zur Wahrnehmung der masurischen Landschaft unter Neusiedlern“). Welche Rolle Masuren in der polnischen Literatur spielt, erläutert der Aufsatz von W. Łukowski („Gesellschaftliche Wirklichkeit und Natur Masurens in polnischer Literatur unter Neusiedlern“).

An diesen Artikeln wird deutlich, dass das zugrunde liegende Forschungskonzept, wie es in der Einleitung erarbeitet wurde, eine eher lockere Richtschnur der Untersuchungen war. Statt eine Operationalisierung

des Forschungsbegriffs zu leisten und ihn entsprechend in empirische Arbeit umzusetzen, dokumentieren die angeführten Aufsätze in erster Linie eine Forschungspraxis, welche in bekannter Manier Interview-schnipsel zu einer Aussagenkette verbindet, welche von Kommentaren des Autors zusammengehalten wird und doch nur die Illustration der gedanklichen Ausgangsposition des Autors wiedergibt. Eine Reflexion der eigenen Vorwegannahmen, was doch zu den Stärken qualitativer Forschung gehören könnte, falls eine intensive Befragung sowohl der eigenen Position als auch des erhobenen Materials durchgeführt wird, findet sich in den Interviewauswertungen nur randlich.

Zwei Beiträgen des Bandes gelingt es jedoch, das Forschungskonzept zumindest aufzugreifen. M. Kielar („Über die Entstehung von Heimat in masurischen Dörfern durch symbolische Aneignung des Raumes“) untersucht am Beispiel von zwei Dörfern, wie Neuansiedler nach 1945 die vorgefundene Raumausstattung verändert haben und in dieser bzw. durch diese Veränderung zu einem Miteinander innerhalb der zusammengewürfelten Dorfgesellschaften gefunden haben. Problematisch ist in diesem Artikel jedoch ebenso wie in anderen Beiträgen des Bandes die mangelhafte Klarheit über die grundsätzliche Aussagequalität von Interviews; auch hier werden Interviews als repräsentative Aussagen über gesellschaftliche Tatsachen verwendet anstatt sie als *eine* mögliche und in den einzelnen Dörfern auch vorhandene Wahrnehmung von Realität zu verstehen.

In einem sehr instruktiven Beitrag gelingt es demgegenüber W. Łukowski, solche

methodischen Fallstricke zu vermeiden und vor allem die gesellschaftliche Relevanz einer symbolischen Aneignung dinglicher Raumausstattung zu thematisieren („Die Inszenierung lokaler Identität in ‚traditionslosen‘ Gesellschaften: das Beispiel Masuren“). In einer überzeugenden Art und Weise arbeitet der Autor heraus, wie Raumelemente nach 1989 neue Bedeutungen erhielten und als Symbole vergangener sozialer Verhältnisse zu Elementen der Auseinandersetzungen um die aktuelle Wahrnehmung und Bewertung sozialer Veränderungen wurden.

Zugleich verweist der Artikel implizit wie auch der gesamte Band in seiner Zusammenstellung darauf, dass offensichtlich Untersuchungen eines gesamten Forschungszusammenhangs durchgeführt werden können, ohne den eigenen Leitbegriff zu verwenden oder zumindest adäquat zu operationalisieren. Dies scheint kein Zufall zu sein: Ohne diesen Begriff wurden gelungene und weniger gelungene Forschungsarbeiten durchgeführt; das Fehlen des Begriffs als untersuchungsleitender Wegweiser ist also offensichtlich nicht nur nicht weiter aufgefallen, sondern hat die eigene Forschungstätigkeit auch nicht beeinträchtigt. Dies dürfte daraus resultieren, dass die Forschungsgruppe zu keiner empirisch tragfähigen Operationalisierung vorgedrungen

ist. Ob dies am Begriff selbst bzw. dessen theoretischer Füllung liegt oder ob er aus anderen Gründen keine Verwendung fand, kann an dieser Stelle nicht geklärt werden. Zumindest zeigt der Band sehr gut, welche Relevanz empirische Arbeit für die Entwicklung von Theorie haben kann: nicht um die Widerlegung von Theorie geht es, sondern um die Irrelevanz bestimmter theoretischer Zugänge für die empirische Forschung. Dies gezeigt zu haben ist neben den teilweise recht interessanten Sachinformationen zu den Gegebenheiten in Masuren ein herausragendes Merkmal des vorliegenden Buches.

Literatur:

- Esposito, Elena 2002: *Soziales Vergessen. Formen und Medien des Gedächtnisses der Gesellschaft*. Frankfurt/M.
- Beck, Günther 2000: *Warum sieht Ostpreußen (immer noch) so ostpreußisch aus? Anmerkungen zur mentalen Repräsentation regionaler Einheiten*. In: Aschauer, Wolfgang, Günther Beck Karl Haußer (Hg.): *Heimat und regionale Identität. Flensburg (Zeitschrift für Kultur- und Bildungswissenschaften 10)*. S. 79-87.

Wolfgang Aschauer

Dieter Rink, Gerhard Hartmuth, Katja Huber (Hg.): „Raum für Nachhaltigkeit. Zur Kontextualisierung des Leitbildes“. Berlin 2005. 243 S.

Der Sammelband verfolgt das Ziel, ausgewählte Ergebnisse des Helmholtz-Verbundprojektes *Global zukunftsfähige Entwicklung – Perspektiven für Deutschland* und von damit verknüpften Folgeprojekten für ein breiteres Fachpublikum verfügbar zu machen. Der Schwerpunkt des Buches liegt in der Darstellung von Nachhaltigkeitskonzepten und -indikatoren, deren Kontextualisierung sowie Steuerungswirkung auf unterschiedlichen räumlichen Ebenen. Ein Teil der Artikel fokussiert auf spezifische Handlungsfelder wie Gesundheit, Tourismus oder Beschäftigungsförderung.

Seit Mitte der 90er Jahre wird in der Raum- und Umweltentwicklung sowie in verschiedenen Fachpolitiken die Konkretisierung und Spezifizierung des allgemein anerkannten Leitbildes der nachhaltigen Entwicklung angemahnt. Bei der Erfüllung dieser Forderung zeigen sich jedoch, vor allem bei der praxisbezogenen Umsetzung in Städten und Regionen, eine Vielzahl unterschiedlicher und komplexer Probleme. Bereits die abstrakte Leitbildfunktion von *sustainable development* verweist auf die Schwierigkeiten einer eindeutigen Spezifizierung. Insbesondere in den klassisch querschnittsorientierten Arbeits- und Handlungsfeldern der Raum- und Umweltentwicklung, jedoch auch in verschiedenen fachpolitischen Feldern wie Gesundheit und Tourismus, besteht ein großer inhalt-

licher Interpretationsspielraum. Damit eng verknüpft sind die Probleme, einen adäquaten räumlichen Fokus zu wählen sowie die relevanten Akteurskonstellationen zu erfassen und deren Zielvorstellungen adäquat zu berücksichtigen. Sollen in den unterschiedlichen Handlungs- und Arbeitsfeldern auch für Praxis (verwendbare) Vorschläge und Empfehlungen erarbeitet werden, besteht zudem die Notwendigkeit, zwischen der theoretischen Fundierung und der Kenntnis von Ursache-Wirkungsbeziehungen einerseits und der handlungsbezogenen Anwendbarkeit und erhofften Veränderungswirkung andererseits eine Balance zu finden. Für die skizzierte komplexe Problemstellung werden im Buch unterschiedliche Antworten gesucht und – je nach Bandbeitrag differenziert – in unterschiedlicher Form und Qualität auch gefunden.

Der Band beginnt mit einer guten einführnden und überblicksartigen Darstellung von *Jörissen* über die konstitutiven Elemente des Nachhaltigkeitsleitbildes und dessen konzeptionelle Umsetzung. Dabei werden insbesondere zentrale Konfliktlinien im Nachhaltigkeitsdiskurs, z.B. zur Bedeutung der ökologischen Komponenten, zur Interpretation von Gerechtigkeit und starker versus schwacher Nachhaltigkeit aufgearbeitet.

Kaether beschreibt anschliessend einen interessanten Projektansatz aus Mecklenburg-Vorpommern, Nachhaltigkeitsindikatoren „von unten“ zu entwickeln und dadurch gleichzeitig einen Qualifizierungsprozess zu initiieren. Anhand unterschiedlicher Beispiele aus der Mecklenburgischen Seenplatte werden inhaltliche, instrumentelle, prozessuale, evaluatorische und re-

gionale Aspekte differenziert. Dabei wird das Wechselspiel zwischen regionsinternen Handlungsmöglichkeiten und externen Unterstützungsnöwendigkeiten aufgezeigt.

Der Beitrag von *Hartmuth* stellt zu Beginn in sehr ausführlicher Form und theoriefrei die Herleitung und den kommunalen Kontext einer nachhaltigen Entwicklung dar. Die Ergebnisse werden dann auf die Situation in Leipzig und Halle angewandt und Indikatoren für unterschiedliche Zielbereiche entwickelt.

Dorsch, Hoffmann, Gerstner und *Wulff* gehen speziell auf das Feld des Tourismus in der Region Prignitz in Brandenburg ein. Ausgehend von der Aufgabe eines zu erstellenden Berichtssystems werden zur Kontextualisierung Adressaten, Handlungs- und Informationsbedarf und ein konkreter Zielsystemvorschlag erarbeitet. Im Ergebnis werden die Methodik der deduktiven Herleitung und die Kontextualisierung dargestellt und die daraus gewonnenen Erfahrungen reflektiert. Zu Recht weisen die vier Autoren darauf hin, dass ein nur von außen induzierter Nachhaltigkeitsprozess wenig erfolgversprechend erscheint.

Süß, Glismann und *Trojan* stellen das Beispiel einer nachhaltigkeitsorientierten Gesundheitsberichterstattung vor. Sie weisen auf die hohe Übereinstimmung von gesundheitspolitischen Zielen und dem Nachhaltigkeitskonzept. Mit einer „Stufenleiter der Integration“ begegnen sie dem Problem der Abbildung von Wirkungszusammenhängen und zeigen auf, wie im Berichtswesen eine inhaltliche und ablaufbezogene Vernetzung schrittweise realisiert werden kann. Sie machen zugleich deutlich, welche hohe Bedeutung der lokalen

Datenverfügbarkeit einerseits sowie der Praktikabilität der entwickelten Vorschläge andererseits zukommt.

Schreiber und *Bieszcz-Kaiser* führen Probleme der nachhaltigkeitsorientierten Berichterstattung und der Bewertung von öffentlich geförderten Beschäftigungsmaßnahmen aus. Dabei wird dem Leser auch am Text selbst verdeutlicht, welche großen Schwierigkeiten ein Teil der an der Arbeitsmarktpolitik beteiligten Akteure mit der Kontextualisierung von Nachhaltigkeit hat.

Rink und *Huber* stellen Ergebnisse einer Befragung im Rahmen des BMBF-Förderschwerpunktes „Problemorientierte regionale Berichtssysteme“ zur Integration des Nachhaltigkeitsleitbildes vor. Sie stellen – nicht wirklich überraschend, wenn gleich nun empirisch erfasst – fest, dass der Nachhaltigkeitsbegriff zum einen zum Schlüsselwort von Antragsgenerierungen mutiert. Zum anderen wird er auf lokaler Ebene vielfach als akzeptiertes Schlüsselwort benutzt, dessen Operationalisierung und Implementation jedoch große Schwierigkeiten bereitet und oftmals lokale Praxisanforderungen die Diskussion beherrschen.

Döring und *Heiland* beschreiben auf der Grundlage der Auswertung von 44 Indikatorensystemen Strategien zur Kontextualisierung und somit verstärkten Nutzung von Nachhaltigkeitsindikatorensystemen. Die gewonnenen Ergebnisse, wenn gleich, wie von den Autoren eingeräumt, nicht repräsentativ, sind wenig ermutigend. Sie zeigen, dass Indikatorensysteme bislang weder ihrer Informationsfunktion voll nachkommen, noch wesentliche Steuerungs- und Vernetzungswirkungen entfalten.

ten. Vorgeschlagen werden deshalb eine stärkere Spezifizierung, Regions- und Akteursbindung sowie Anknüpfung an bestehende Planungsinstrumente und Verwaltungsstrukturen.

Gehrlein stellt mit der Frage „Wie weiter“ die Implementierung und Steuerungswirkung von Indikatoren- und Berichtssystemen in den Mittelpunkt seiner Ausführungen. Er weist darauf hin, dass nach eigenen Erhebungen bislang lediglich Agenda-Büros sowie teilweise die Stadt- und Landschaftsplanung auf die Nachhaltigkeitsindikatorenssysteme und -berichte zurückgreifen. Dies reflektierend, führt er zur Erklärung institutionell-instrumentelle, inhaltlich-konzeptionelle, kapazitäts-, motivatorische und prozessuale Probleme und Hemmnisse an. Im Anschluss daran werden Gestaltungskriterien für Nachhaltigkeitsindikatorenssysteme benannt. Betont werden z. B. der modulare Aufbau und die Einbindung in die lokalpolitischen Diskussionen.

Zum Abschluss des Sammelbandes stellt *Rothgang* mit dem Nachhaltigkeitsberichtssystem der Stadt Wuppertal einen weiteren kommunalen Ansatz vor. Der Autor teilt trotz detaillierter Indikatorenentwicklung die auch schon zuvor geäußerte Skepsis bezüglich der Veränderungswirkung von Indikatoren- und Berichtssystemen.

Der Band beinhaltet insbesondere in den Artikeln von Kaether, Jörrissen, Döring/Heiland und Gehrlein interessante Aspekte, die für die zukünftige Weiterentwicklung von nachhaltigkeitsorientierten Zielvorstellungen und Konzepten von Bedeutung sind.

Dies beginnt mit der Differenzierung möglicher Problemfelder der Umsetzung (institutionell-instrumentell, inhaltlich-konzeptionell, kapazitär, motivatorisch und prozessual). Bedeutsam für die Kontextualisierung und Konkretisierung des Nachhaltigkeitsleitbildes sind zudem die Hinweise zum modulartige Aufbau von Indikatorenssystemen mit spezifischem Themen-, Akteurs- und Regionsbezug sowie der prozessuale Ansatz, Indikatorenentwicklung von unten als Teil eines Qualifizierungsprozesses zu verstehen. Dennoch bleibt auch weiterhin in jedem „Anwendungsfall“ das Spannungsfeld von Spezifizierung als notwendige Interpretation einerseits und gewünschter Uminterpretation zur Legitimation längst feststehender Ziele und etablierter Handlungsrouninen andererseits. Ebenso besteht jeweils aufs Neue die Gefahr, Praktikabilität als Argument für Beliebigkeit mit Anspruch auf Nachhaltigkeitsbezug auszunutzen.

In seiner Gesamtheit beinhaltet das Buch wichtige Hinweise für den Nachhaltigkeitsdiskurs. Es weist jedoch nicht nur das für Sammelbände nahezu unvermeidliche Problem von nur loser Verknüpfung der Einzelartikel auf. Einzelne Autoren neigen zur Langatmigkeit und ausschweifender Darstellung des bisherigen Kenntnisstandes. Zudem wird für einen Teil der Artikel selbst konstatiert, dass Textpassagen aus anderen Publikationen übernommen wurden. Dies fördert nicht die Lesefreude.

Der im Buch selbst formulierte Anspruch, das Leitbild der Nachhaltigkeit mit Inhalt zu füllen, gelingt mit dem Sammelband nur teilweise. Dies liegt zum einen an

der projektbedingten thematischen Ausschnitthaftigkeit. Zum anderen hätte ein integrativer und pointierter Schlussartikel die notwendigen wissenschaftlichen wie praktischen Konsequenzen – über die Indikatoren- und Berichtsentwicklung hinaus – aus den doch ernüchternden Teilergeb-

nissen formulieren können. Neben der Unterstützung der zukünftige Umsetzung des Nachhaltigkeitsleitbildes wäre dies die passende Abrundung des überwiegend lesenwertes Buches gewesen.

Thomas Weith

Ernst Spaan, Felicitas Hillmann, Ton van Naerssen (Hg.): *Asian Migrants and European Labour Markets. Patterns and processes of immigrant labour market insertion in Europe*. London, New York 2005. 337 S.

Das von Ernst Spaan, Felicitas Hillmann und Ton van Naerssen herausgegebene Buch *„Asian Migrants and European Labour Markets“* stellt eine Studiensammlung zur jüngeren asiatischen Migration nach Europa dar. In 15 Beiträgen wird die Einbettung asiatischer Migranten seit den 1990er Jahren in mehrere europäische Arbeitsmärkte untersucht.

Der Band erfasst Fälle über Immigrantengruppen unterschiedlicher Herkunftssituation, welche in Europa auf unterschiedlichen Wegen Möglichkeiten ökonomischen (Über-)Lebens (auf-)finden. Bestimmte Formen von ökonomischen Strategien, insbesondere das selbständige Unternehmertum (Entrepreneurship), werden fokussiert. Die Beiträge zeigen, wie unterschiedliche Einbettungskontexte in Europa zu Community- oder Netzworkebildungen

führen, und wie Einschließungen und Ausschließungen in der Einwanderungsgesellschaft entstehen können.

In den Fallbeispielen sind neun europäische Staaten vertreten: Großbritannien, Norwegen, Niederlande, Frankreich, Spanien, Italien, Österreich, Deutschland und Polen.

Migrationsforscher aus unterschiedlichen Disziplinen wie Geographie, Soziologie, Ökonomie und Anthropologie gewährleisten Perspektivenvielfalt auf das Thema.

Migration wird von den Autoren als zentraler Link zwischen globaler Ökonomie und den Entwicklungen lokaler Arbeitsmärkte gesehen. Die Fallbeispiele legen dar, dass an den Eingliederungen asiatischer Migranten sowohl Globalisierungsprozesse als auch lokale Arbeitsmarktentwicklungen erkennbar sind.

Die Aktualität des Themas hat mit der Tatsache zu tun, dass die asiatische Migration nach Europa in den letzten Jahren im Kontext von mehreren gegenwärtigen Transformationsprozessen steht. Erstens der Globalisierung sowie der Veränderungen internationaler Migration im Allgemei-

nen, zweitens der politischen und ökonomischen Strategien in den Herkunftsländern (insbesondere Chinas in den 1980er und 1990er Jahren), drittens einem im selben Zeitraum „in Konstruktion befindlichen“ vereinheitlichten bzw. gemeinsamen Immigrationsregime in Europa und viertens den jeweiligen (unterschiedlichen) nationalen Wirtschaftsentwicklungen bzw. Arbeitsmarktstrukturen europäischer Staaten.

Die Forschungsfrage ist insbesondere auf den letzten Aspekt, dem Transformationsprozess europäischer Arbeitsmärkte ausgerichtet. Dieser wäre, so meinen die Herausgeber, generell ohne Zuwanderung in den letzten Jahrzehnten und den Rückgriff auf Immigranten, die „willig waren“, diesen Wandel mit zu tragen, nicht möglich gewesen. Die Migranten mussten auf Sicherheiten verzichten und Risiken eingehen, um sich in Europa ökonomisch durchzusetzen bzw. ihr Überleben zu sichern. Im öffentlichen Diskurs sind diese Prozesse unter den Begriffen Flexibilität und Mobilität am Arbeitsmarkt bekannt. Neben allen anderen Einwanderungsgruppen sind insbesondere bei asiatischen Migranten eine vermehrte Verbreitung von Formen selbständiger Arbeit (Entrepreneurship), teils mit sehr prekären Beschäftigungsformen (bspw. Pseudoselbständigkeit) sowie informelle Praktiken („Schwarzmarkt“) erkennbar.

Ein weiteres Argument der Herausgeber für die Spezifität des Themas bezieht sich auf das „Mitgebrachte“ der Migranten. Da süd-, südost- und ostasiatische Regionen zu den mobilsten weltweit gehören, bringen diese Migranten unter anderen Ressourcen auch besondere Mobilitätserfahrungen (und „sozialisierte“ Flexibili-

tät) mit. Migranten, welche aus Asien nach Europa wandern (dazu werden Sri Lanka, Indien, China, Pakistan, Taiwan, Philippinen, Indonesien und Vietnam gezählt) gehören daher zu jenem Teil der Migranten, welche insbesondere für diese neuen Muster kennzeichnend sind.

Vor dem Hintergrund dieses gegenwärtigen Wandlungsprozesses auf unterschiedlichen Ebenen – der von den Autoren diskutiert und unterschiedlich betrachtet wird – wird in den einzelnen Fallstudien die Frage beantwortet, warum sich bestimmte Dispositionen von Minoritäten in einem System bilden.

Einige theoretische Grundprinzipien finden sich in mehreren Beiträgen wieder. Was dem Leser durchweg vermittelt wird, ist, dass nun sowohl veraltete einseitige ökonomische Modelle als auch kulturalistische Erklärungsansätze zur Beantwortung dieser Frage nicht ausreichen. Einer der am häufigsten erwähnten theoretischen Zugänge in diesem Band, der für die Überwindung der bisherigen einseitigen Modelle steht, ist das von Kloostermann und Rath (2001) vorgeschlagene Konzept des *Mixed Embeddedness*. Es besagt, dass bei der Erfassung der Eingliederungsprozesse von Immigranten mehrere Dimensionen einbezogen werden müssen. Dazu gehören kulturelles und soziales Kapital von Migranten ebenso wie ökonomische Grundprinzipien internationalen Handels oder lokale Arbeitsmarktstrukturen. Auf dieses Konzept wird in fast allen Beiträgen in der einen oder anderen Weise Bezug genommen. Ohne das „Mitgebrachte“ von Migranten zu verneinen, betonen Kloostermann und Rath die Relevanz des lokalen

Einbettungskontextes d.h. die so genannten *Opportunity Structures*, welche Neuankömmlinge vorfinden

Neu ist die weitgehend übereinstimmende Argumentation einer Scheinevidenz von ethnischen Merkmalen als Ursache für bestimmte Handlungsmuster von Migranten. Das Thema der ökonomischen Praktiken von Migranten, insbesondere jene, die in irgendeiner Form selbständig bzw. nicht angestellt arbeiten, war bisher durch kulturalistische Sichtweisen geprägt. In der Literatur zum Thema Immigrant Entrepreneurs wurden ethnische Gruppen mit bestimmten Handlungs- (und Handels-)mustern charakterisiert, die sich für ihre eigenen („ethnisch geprägten“) Praktiken adäquate ökonomische Nischen suchen.

Dennoch wird der Unterschied zwischen dem Mitgebrachten der Migranten (Ressourcen, Netzwerke, kulturelles Kapital) auf der einen Seite und dem vorgefundenen strukturellen Kontext des Ziellandes (und dessen politisch-ökonomisches bzw. Arbeitsmarktregime) auf der anderen Seite auf unterschiedliche Weise thematisiert, sodass man den Eindruck gewinnt, diese Dichotomie wird noch nicht ganz aufgehoben.

Einige ausgesuchte Beispiele sollen zeigen, welche unterschiedlichen Perspektiven von den Autoren eingenommen werden und wie sie insbesondere an das Konzept von Kloostermann und Rath und die genannten neuen Perspektiven anknüpfen.

Sehr kritisch gegenüber kulturalistischen Thesen ist der Beitrag von *Mendor Ram and Trevor Jones* über „*Asian Business-strategies in the United Kingdom*“. Sie bezeichnen diese Thesen als Mystizismus in der Wissenschaft. Forscher würden

damit ethnische Minoritäten von den ganz generellen Regeln sozialen Lebens immunisieren. Sie kritisieren dabei, dass Forscher, die von einer Geschlossenheit der Migranten-Community auf Vertrauensbasis und gesellschaftlicher Partikularisierung sprechen, ihre Aussagen selten durch ökonomische Expertise untermauern können, also wenig darüber wissen, wie Betriebsmanagement generell funktioniert. Den asiatischen Immigrantengruppen werden ein spezifisches Betriebsmanagement bzw. angeblich distinkte ökonomische Strategien schlichtweg unterstellt. Aus ihrer wirtschaftswissenschaftlichen Sicht und ebenfalls in Anlehnung an das Konzept des *Mixed Embeddedness* verneinen sie die Abstammung von einer kulturspezifischen Veranlagung für Selbständigkeit und sehen den Rückgriff auf Selbständigkeit eher als einen Spiegel von begrenzten alternativen Möglichkeiten. Auch innerhalb des Immigrant Entrepreneurships sind die Möglichkeiten auf die am wenigsten einträglichen Sektoren der Wirtschaft begrenzt, die große Zahlen an marginalen Angestellten erzeugen, die oft dazu genötigt sind, ihre noch schlechter gestellten *Co-ethnics* auszunutzen. Sie verweisen auf die ökonomische Logik des jeweiligen Marktes, der genauso gut die Überzahl bzw. Bevorzugung von *Co-ethnics* als Angestellte erklären kann. Die Rekrutierung von Arbeitskräften beispielsweise beruhe auf einer Reihe von Eigenschaften, die man vorher in Betracht ziehen sollte, bevor man eine derart mystische These des ethnischen Vertrauens aufstellte. Es gehe beispielsweise um Sprache, um technische Expertise auf bestimmten Gebieten und andere nahe liegende Gründe

wie bspw. dass Küchenchefs schlicht danach ausgewählt werden, ob sie etwas von authentischer Küche verstünden.

Maggi Leung diskutiert sehr konkret die Wechselwirkung von Mitgebrachtem und Vorgefundenem. Sie argumentiert am Beispiel von unterschiedlichen ökonomischen Sektoren in Deutschland, („*The working of networking. Ethnic networks as social capital among Chinese migrant businesses in Germany*“) in welchen Chinesen tätig sind, dass man nicht generalisierend über selbständig tätige Immigranten sprechen sollte, sondern über die jeweils sektor- oder firmenspezifischen Charakteristika, in welchen die Immigranten tätig sind und somit vor spezifischen Strukturen stehen, in solche eingebettet sind und sich in solchen zurechtfinden müssen. Sie sieht aber auch das „Typische von asiatischen Migrantinnen“. Insbesondere die chinesische Migration würde teils mit europaweit bestimmten, übergreifenden Mustern der Eingliederung verbunden sein und als die „am meisten globalisierte“ beschrieben. Ihr starker Bezug zum Herkunftsland (*transnational ties*) sowie ihr Rückgriff auf „networks“ stellen solche vielzitierten Muster dar. Leung hebt hervor, dass es sich um Prozesse handelt, in welchen individuelle Ressourcen und strukturelle Determinanten zusammenspielen und sich aus einem „Mixed Embeddedness of Immigrant Entrepreneurs“ bestimmte Netzwerke bilden können.

Einige Fragen wirft der Beitrag „*Asians on the Norwegian labour market: industrial concentration and self-employment careers*“ von Geir Inge Orderud und Knut Onsager auf. In ihrer Fallstudie füh-

ren die Autoren zunächst aus, welche theoretischen Konzepte um das Themenfeld „Immigrant Entrepreneurship“ sie als relevant erachten, wie bspw. die Ethnischen Ökonomien (Light, Gold 2000), die Opportunity Structures (Waldinger 1990) und das Mixed Embeddedness (Kloosterman, Rath 2001) (S. 198). Überraschenderweise ordnen sie diese Konzepte nun in ein Modell von Angebot und Nachfrage ein. „The supply side represents the players and the resources they draw on in order to establish and operate their own businesses, while the demand side represents the structural embeddedness they operate within as entrepreneurs.“ (S. 213).

Sie meinen nun, dass der Fokus dieser drei Konzepte einmal auf der einen Seite und ein andermal auf der anderen Seite liegt. So würden Light und Gold eher die Ressourcen (z.B. soziales Kapital) fokussieren und Rath eher die vorgefundenen Strukturen. Eine Balance zwischen beiden scheint für sie theoretisch fruchtbar zu sein. Die Frage stellt sich nun, warum sie dann genau diese Konzepte, welche zwar unterschiedlich fokussieren, aber prinzipiell gerade darauf aufbauen, die Dichotomie zu überwinden, kritisieren, und letztlich wieder in ein dichotomes Modell einbauen.

Theoretisch gewinnbringend in Zusammenhang mit den genannten Konzepten ist schließlich der Beitrag von Felicitas Hillmann. Die Studie „*Riders on the storm. Vietnamese in Germany's two migration systems*“ ist ein Beispiel für empirisch fundierte, neue Thesen, die an das Konzept von Rath anknüpfen. Hillmann beschäftigt sich mit Vietnamesen in Deutschland und mit der Frage der konträren Entwicklungen

der beiden Migrationssysteme Ost- und Westdeutschlands um schließlich die Situation der Vietnamesen am gegenwärtigen (vereinigten) Arbeitsmarkt am Fallbeispiel Berlins zu erklären. Durch die stark unterscheidenden Arbeitsmärkte und historischen Entwicklungen sind die Eingliederungswege von Migranten unterschiedlich, was laut Hillmann in der deutschen Migrationsforschung allgemein übersehen wurde. Es entwickelten sich zwei Communities, eine der Boat-People (Flüchtlinge des Vietnamkrieges nach Westdeutschland) und eine der ostdeutschen Vertragsarbeiter aus dem Vietnam der 1970er Jahre. Beide bleiben bis heute strikt getrennte Netzwerke, u.a. weil sie – aus der nationalen Geschichte Vietnams erklärbar – politische Ressentiments haben.

Nach dem Fall der Mauer wurde die Lage insbesondere für die ostdeutschen Vietnamesen prekär und viele remigrierten, teils freiwillig, teils auf Druck der Bundesregierung. Starke rassistische Übergriffe in den ersten Jahren der 1990er vermehrten sich. Die Wenigen, die blieben, wurden im Nahrungs- und Kleinhandelsektor selbständig. Eine Selbständigkeit, welche meist sehr prekäre Lebensverhältnisse bedeutet, war und ist die einzige Möglichkeit, Arbeitslosigkeit zu vermeiden und notwendig um weiterhin eine Aufenthaltserlaubnis zu bekommen.

Hillmann verdeutlicht auch, wie wenig erforscht asiatische Migranten im Vergleich zu anderen Migrantengruppen in Deutschland sind. Ihr Fall kann generalisiert werden für die Migrationsforschung in Europa.

Generell gibt es wenig Wissen über asiatische Migration nach Europa welche

durch veränderte Migrationsmuster und neue Formen ökonomischer (Überlebens-) Strategien gekennzeichnet ist. Das Repertoire an Fallstudien bildet einen guten Ansatzpunkt für die weitere Erforschung asiatischer Immigrationsprozesse in Europa. Dabei wäre es sicherlich sinnvoll, sich zukünftig auf gemeinsame Begrifflichkeiten zu beziehen und theoretische Konzepte durch die unterschiedlichen empirischen Befunde weiter zu entwickeln. Der Schwerpunkt auf Westeuropa in diesem Buch könnte durch weitere Studien in osteuropäischen Ländern zukünftig noch sinnvoll ausgeweitet werden.

Wichtig ist die Abstandnahme von der Frage, was ist das typisch Chinesische und die Distanzierung von einer Auffassung eines „Chineseness“ hin zu einer ganzheitlichen Beschreibung unterschiedlicher Prozesse von Eingliederung, Einbettung und Community-bildung. Mit dem Buch wurde ein wichtiger Schritt getan, um das Ethnisierungsparadigma durch fallnahe Analysen wieder etwas zu entmystifizieren.

Nur vereinzelt wurde die Forderung an die Autoren, eine Genderperspektive einzunehmen, eingelöst. Die Variable Geschlecht wird zwar in allen Beiträgen als Variable berücksichtigt, und erwähnt, wie viele Frauen und Männer Migranten sind. Eine Auseinandersetzung mit Veränderungen von Geschlechterrollen im Kontext des gesellschaftlichen Wandels und sozialer Ungleichheiten (bzw. der Verschiebung sozialer Ungleichheiten), wie sie eine Genderforschung verlangen würde, wird bis auf einige Ausnahmen (z.B. Hillmann), nicht durchgeführt, es sei denn, weibliche Migrantinnen sind die gewählte Untersu-

chungsgruppe, (z.B. Ahmad, Lissenburgh, Tariq Modood, Ribas-Mateos, Oso, Mozère).

Unabhängig davon, ob die einzelnen Fälle dieser und anderer Forderungen der Herausgeber folgten, bietet der Sammelband ein gutes Bild des aktuellen Forschungsstandes und füllt damit eine seit langem bestehende Lücke.

Literatur:

Kloostermann, Robert, Jan Rath 2001: Im-

migrant Entrepreneurs in advanced economies: mixed embeddedness further explored“. *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 27 (2), S. 18-201.

Light, Ivan, Steven J. Gold 2000: *Ethnic Economies*. San Diego CA.

Waldinger, R. 1990: *Ethnic Entrepreneurs. Immigrant Business in Industrial Societies*. London.

Rixta Wundrack

Friedrich Stang: *Indien*. Darmstadt 2002 (Wissenschaftliche Länderkunden). 404 S.

Nach der vehementen Kritik an der regionalen Geographie auf dem Geographentag in Kiel 1969 hatte die klassische Länderkunde zunächst ausgedient. War sie doch – vor allem von jungen Geographinnen und Geographen – als unwissenschaftlich (weil bloß deskriptiv und nichts erklärend), als gesellschaftlich irrelevant (weil nicht zur Lösung gesellschaftlicher Probleme beitragend) und sogar als ideologisch (weil gesellschaftliche Ungerechtigkeiten tolerierend) attackiert worden. Diese Kritik betraf vor allem die geographische Entwicklungsländerforschung. Als eine Reaktion entstand die Geographische Entwicklungsforschung, die nicht mehr das Land und den Raum, sondern Entwicklung und damit die Menschen mit ihren sozialen Proble-

men in den Mittelpunkt gestellt hat. Geographische Entwicklungsforschung zielt darauf ab, gesellschaftliche Entwicklungsprozesse in ihren räumlichen Dimensionen und Strukturen zu erfassen und zu erklären. Damit stehen nicht nur, wie bei der herkömmlichen Entwicklungsländergeographie, Länder und Regionen an sich, nicht mehr geographische Forschungen in oder über Entwicklungsländer im Vordergrund des Forschungsinteresses, sondern die räumliche Artikulation und Relevanz von Entwicklung und Unterentwicklung (Scholz 2004, Bohle 2006).

Die Länderkunde „Indien“ von Friedrich Stang zeigt sich von dieser Entwicklung unberührt. Die Ansätze der Geographischen Entwicklungsforschung werden nicht zur Kenntnis genommen, Entwicklungstheorien bleiben unerwähnt, Entwicklungsprobleme werden zwar konstatiert, aber weder systematisch erklärt noch wis-

senschaftlich bewertet. Die betroffenen Menschen tauchen meist als bloße Kategorien auf (der Inder; der Arbeiter), sie werden als Opfer, aber nicht als Akteure behandelt. Ihre „Arbeitslosigkeit“ wird zum Grundproblem erklärt, obwohl es diese Kategorie der Armen in Indien nicht gibt, und all die täglichen Anstrengungen der Benachteiligten, ihr oft erbärmliches Leben zu meistern, bleiben in dieser Länderkunde unerwähnt. Handlungs- und akteursorientierte Geographische Entwicklungsforschung (Krüger 2003) findet nicht statt.

In der Einführung zu seiner rund 400-seitigen geographischen Landeskunde von Indien setzt sich Friedrich Stang zum Ziel, Indien als ein anderes Land, als eine andere Welt zu beschreiben und einzuordnen. Seine Länderkunde will kein Nachschlagewerk sein, sondern es geht ihm darum, Zusammenhänge zu vermitteln. Als Schwerpunkte – und hier ist Friedrich Stang ein exzellenter Indien-Kenner – werden Industrien und Städte betont, weil hier die zukünftige Entwicklung Indiens liege. Sind die überbordenden Megastädte Indiens, so mag sich der Leser da fragen, tatsächlich die Entwicklungspotentiale der Zukunft? Ist die industrielle Entwicklung wirklich Indiens Zukunftschance? Welche „Zusammenhänge“ (s.o.) sind damit gemeint? In Stang's Länderkunde werden diese Fragen nicht wirklich thematisiert, und es zeigen sich der vage (unwissenschaftliche) Charakter seines Entwicklungsbegriffes und die (unausgesprochene) modernisierungstheoretische Grundposition des Autors. Dazu passt auch, dass Stang kein Wort über die Zusammenhänge zwischen Kolonialismus und struktureller Unterentwicklung verliert.

Betont wird lediglich die (wie auch immer definierte) „einigende“ Rolle der europäischen Kolonialmächte (S. 35). Auch über die Situation Indiens in der globalisierten Welt wird nicht gesprochen. Der modernisierungstheoretische Grundtenor des Buches zeigt sich auch in der Betonung des Kastenwesens als eines zentralen Entwicklungshemmnisses. So konstatiert Stang zum Beispiel für Kerala „extreme Auswüchse des Kastenwesens“ und folgert, dass diese „extrem konservative Gesellschaftsordnung und völlige Unterdrückung dazu beigetragen haben mag, dass die katholischen Missionare und später die Kommunisten hier so erfolgreich waren“. Dennoch sei „sogar bei Christen und Kommunisten das Kastenwesen ausgeprägt“ (S. 341).

Die Indien-Länderkunde von Friedrich Stang markiert also die Rückkehr zur klassischen Landeskunde, zur regionalen Geographie über ein Entwicklungsland. Zur regionalen Geographie von Indien leistet dieses Buch dann aber auch einen hervorragenden – wenn auch bloß beschreibenden und einordnenden – Überblick. Dem klassischen länderkundlichen Schema folgend werden neben Naturraum und Geschichte die Bevölkerungen und die Städte behandelt. Es folgt ein großer Abschnitt über die Landwirtschaft und den ländlichen Raum, der allerdings zum Teil zu pauschalisiert behandelt wird. Die Stärken dieser Indien-Länderkunde liegen zweifellos in der differenzierten und besonders kenntnisreichen Beschreibung von Industrie, Städten, Verkehr und Tourismus. Auch die zusammenfassende Darstellung von vier geschickt ausgewählten Großregionen Indiens vermag die Vielfalt dieses riesigen Landes an-

schaulich zu vermitteln. Fast 100 hervorragende Farbkarten und über 80 anschauliche Farbfotos illustrieren dieses Buch in ausgezeichneter Weise.

Wenn man die oben angeführte Kritik an der Entwicklungsländergeographie nicht allzu ernst nimmt, und wenn man einen Überblick über diesen so hochkomplexen Erdräum gewinnen möchte, so ist dieses Indien-Buch wirklich zu empfehlen. Ich jedenfalls werde es meinen Studierenden bei der nächsten Indien-Exkursion wieder an die Hand geben – aber als Nachschlagewerk.

Markus Schroer: Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums. Frankfurt/M. 2006. 334 S.

Die Ausgangsthese besteht in der vielfach behaupteten Raumvergessenheit der Soziologie. Schroer untersucht zunächst Raumkonzepte in Philosophie und Physik, stellt einige Raumbegriffe von klassischen und heutigen Soziologen vor und wendet sich dann exemplarischen Analysen politischer, urbaner, virtueller und körperbezogener Räume zu. Sein theoretisches Basisaxiom besagt, dass die Soziologie bisher weitgehend ein Raumverständnis bevorzugt hat, das sich auf die Nähe und den Ort zuungunsten von Ferne und Distanz konzentrierte.

Schroer möchte dagegen einen Ansatz entwickeln, der dem Zeitalter von Computern, Handys und allgemeiner Beschleunigung besser entspricht und die Privile-

Literatur

Bohle, Hans-Georg 2006: Geographische Entwicklungsforschung, In: Gebhardt, Hans et al. (Hg.), Lehrbuch der Geographie. Heidelberg.

Krüger, Fred 2003: Handlungsorientierte Entwicklungsforschung: Trends, Perspektiven, Defizite. In: Petermanns Geographische Mitteilungen 147/1, S. 6-15.

Scholz, Fred 2004: Geographische Entwicklungsforschung. Methoden und Theorien. Berlin, Stuttgart.

Hans-Georg Bohle

gierung der Nähe aufgibt. Er sieht dabei einen Konflikt in der soziologischen Raumtheorie, der sich zwischen einem substanziellen und einem relativistischen Verständnis sowie zwischen einer banal-physischen und einer konstruktivistischen Perspektive abspielt. Seine Position in diesen Auseinandersetzungen ist eindeutig; er plädiert für eine relational-konstruktivistische Sichtweise und liefert dafür in den verschiedenen Kapiteln eine Vielzahl von Begründungen.

Lokale Verortungen und Ortsgebundenheit treffen heute nicht mehr zu, räumliche Bezüge sind flexibel, zufällig und sehr fragil geworden – so seine zentralen Beobachtungen der Wirklichkeit.

Es handelt sich hier um sehr einfache und klare Aussagen, die bei näherer Betrachtung nur wenig Aussagewert haben. Tatsache ist, dass die Soziologie seit ihrer Begründung und stets auch in ihrer weite-

ren Entwicklung, bis heute, die räumlichen Themen und Bereiche keineswegs vergessen hat. Sie hat sie nicht einmal vernachlässigt. Das gilt schon für Marx und Engels, das gilt für Durkheim, Tönnies, Simmel, Weber, Sombart, Park, McKenzie, die Lynds und viele andere soziologische Klassiker – in ihren Werken spielen räumliche, insbesondere städtische Analysen eine wesentliche und häufig grundlegende Rolle, auch in methodischer Hinsicht. Der Vorwurf der Raumausblendung trifft auch nicht auf die Zeit nach 1945 oder irgendwie spezifisch auf die Bundesrepublik zu. Horkheimer/Adorno, René König, Hans Paul Bahrdt, Alexander Mitscherlich, Jürgen Friedrichs, Hartmut Häußermann, Helmut Brede, Bernhard Schäfers, Bernd Hamm, Jens Dangschat stehen für eine lange anhaltende und profunde Raumkompetenz in diesem Land, die sie viele Jahre vor dem von einigen jetzt plötzlich festgestellten spatial turn bewiesen haben. Im internationalen Spektrum sieht es nicht anders aus. Einige der Soziologie-Stars wie Castells, Giddens, Sassen und Sennett befassen sich nicht nur mit Raumthemen, sondern zentrieren sie und bilden in diesem Feld entscheidende Begriffe und Methodologien aus, und das haben sie schon gemacht, als die falsche These von der Raumvergessenheit noch fester Bestand der wenig überprüften Generalaussagen vieler Sozialwissenschaftler zu diesen Thema war und noch niemand von einer Raum-Welle in der Soziologie sprach. Richtig ist, dass es etwa seit dem Ende der 90er Jahre eine gewisse Tendenz gibt, den Raumbegriff zunehmend neu zu reflektieren, vor allem in soziologischen und anderen sozialwissen-

schaftlichen Zusammenhängen, nicht mehr und nicht weniger.

Mein zweiter Kritikpunkt ist Schroers Rückgang auf die Philosophie und die Physik der Vergangenheit. Es ist heuristisch und methodologisch unsinnig, sich bei Platon, Kant, Newton, Leibniz oder Einstein Bausteine für eine Weiterentwicklung von Raumsoziologie zu suchen. Das tut der Autor auch nicht, er streift deren Werk nur, um seine schlichte und wahrscheinlich auf den heute grassierenden Reduktionismus binären Denkens zurückgehende Weltansicht (denn auch Raumbetrachtung oder -theoretisierung ist nichts anderes als Gesellschafts- und Weltanalyse) mit der plastisch-simplen Gegenüberstellung von Absolutismus/Substanzialismus und Relativismus/Konstruktivismus zu erläutern. Damit werden alle diese Autoren aus dem Kontext ihrer Zeit und ihrer wissenschaftlichen Systeme herausgelöst und für ein Unternehmen instrumentalisiert, das problematisch und dezisionistisch erscheint.

Die Hypothese über die in der Raumsoziologie bevorzugte Nähe kann in gewisser Weise akzeptiert werden. Die einschlägigen Soziologinnen und Soziologen haben sich bis etwa zur Mitte der 90er Jahre in erster Linie mit der Stadt als empirischem und theoretischem Objekt befasst und daraus ihre Konzeptionen abgeleitet. Seit diesem Zeitpunkt gibt es ein bemerkenswertes Wachstum international vergleichender bzw. nationalstaatlich orientierter Studien mit Raumbezügen, vielfach modifiziert, aber doch oft methodisch und methodologisch ähnlich strukturiert.

Schroers Einschätzung der Gegenwart als Zeitalter von Computer und Beschleunigung

gung verdeutlicht seine grundlegende theoretische und analytische Schwäche. Die Perspektive auf die Technologie und die Bewegung ersetzt jede inhaltliche Auseinandersetzung mit der sozialen oder sozial-räumlichen Wirklichkeit, in der auf jeder räumlichen Ebene, sei es das Stadtviertel, die Region, das Land, der internationale oder der globale Raum, Disparitäten von zunehmenden Ausmaßen und in steigender Qualität die gesellschaftlichen Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten zum Ausdruck bringen, eine Entwicklung, vor der die postmodern fundierten Sozialtheoretiker, zu denen auch Schroer als Konstruktivist zählt, gerne die Augen verschließen, indem sie Ungleichheiten und Klassengegensätze als Differenz erklären, als Unterschiede, die ja doch produktiv seien, oder die sehr stark von der Wahrnehmung durch den einzelnen Menschen abhängen. Gerade dagegen muss weiterhin darauf bestanden werden, dass deutliche soziale Unterschiede eben nicht individuell im Bewusstsein konstruiert oder ausgedacht werden, sondern massiven, materiellen und substanziellen Charakter haben, und dass sie nur durch materielle (und natürlich auch ideelle) politisch-gesellschaftliche Veränderungen zu überwinden sind. Es kann für ernsthafte Sozialwissenschaft nicht darum gehen, soziale Misere durch eine individualistisch-idealistische Sichtweise zu erklären und erträglicher machen zu wollen; leider wirken aber die konstruktivistischen Denkmodelle immer in diese Richtung.

Die Denkfehler des Konstruktivismus schlagen auch in den exemplarischen Analysen durch. Der Blickwinkel ist extrem individualistisch, es scheint keine Strukturen

und Verhältnisse in den Räumen mehr zu geben. Die Nationalstaaten lösen sich zwar nicht auf, sind aber geschwächt und es entstehen neue Räume; räumliche Bezüge werden diversifiziert (diese letzte These ist nichtssagend, denn sie gilt für die gesamte Geschichte der Menschheit; vom Nomadentum bis zur heutigen Entwicklung haben sich mit den gesellschaftlichen Verhältnissen und Verhaltensweisen immer die räumlichen Bezüge verändert, eine typisch ontologische Aussage, die keinen wirklichen Inhalt hat, wie alles Ontologische). Binäres Denken triumphiert: Deterritorialisierung bedeutet Reterritorialisierung, Kommunikation unter Anwesenden wird durch Kommunikation unter Abwesenden ergänzt oder ersetzt, es gibt keinen dialektischen Sprung mehr, sondern nur noch ein Nebeneinander von Kulturen, Regimes, Lebensstilen usw., Räume überlagern sich, sie werden durch nichts mehr zusammengehalten.

Am Ende findet sich dann das gleichzeitige Öffnen und Schließen von Raum und Körper, wobei sich die Grenzen verschieben und undeutlich werden, der Cyberspace bringt die endgültige Vermischung von Virtuellem und Realem. Fragmentierung und Segregation sind Prozesse, die es nicht schlicht gibt, sie werden nur mit diesen Begriffen belegt. Aber das böse Erwachen kommt zuletzt doch. Alle scheinbar ohne Raum und ohne Körper funktionierenden globalen Austauschprozesse können nicht verhindern, dass die Menschen immer stärker auf eben den Raum und den Körper zurückgeworfen werden.

Die ideologiekritische Bewertung eines solchen Fazits ist angebracht. Es han-

delt sich um eine kulturpessimistische, zirkulär angelegte Raumtheorie, in der gesellschaftliche Verhältnisse undurchschaubar sind und vom Zufall bestimmt werden. Wenn der Raum in seiner heute unendlichen Vielfalt und Rätselhaftigkeit immer mehr zum Schicksal wird, dann ist es um Demokratie, Freiheit und neue Ideen für eine bessere Zukunft schlecht bestellt; Kontingenz und Schicksalsglaube zusammen bilden den Urgrund, die Basisnahrung für eine Ideologie, in der das kapitalistische Gesellschaftssystem mit seinen schweren und unheilbaren Geburtsfehlern – Ungleichheit, Arbeitslosigkeit, Hunger und psychisches Elend – aus dem Denken der Soziologie ausgegrenzt und alles, was sich hier mit bestimmaren Ursachen abspielt,

auf einen individuell konstruierten/interpretierten Raum und einen ebenso betrachteten Körper zurückgeführt wird. Noch eine Raumsoziologie ohne Gesellschaft, ein Unternehmen ohne gesellschaftswissenschaftlichen Inhalt, ein Kreislaufmodell der räumlichen Synchronie ohne historisch-gesellschaftliche Diachronie. Aber logisch kohärent, denn am Ende kehrt der Verfasser an seinen theoretischen Ausgangspunkt, das Raumkonzept aus Naturphilosophie und Physik zurück. Vielleicht hat der Konstruktivismus nur den Zweck, gesellschaftstheoretische Sichtweisen als fehlgeleitete Pfade in den Konservatismus naturwissenschaftlichen Systemdenkens zurückzubetten.

Heinz Arnold

Verena Meier Kruker, Jürgen Rauh: Arbeitsmethoden der Humangeographie. Darmstadt 2005 (Geowissen kompakt). 182 S.

Paul Reuber, Carmella Pfaffenbach: Methoden der empirischen Humangeographie. Braunschweig 2005 (Das geographische Seminar). 248 S.

Fast zeitgleich ist in den Reihen „Geowissen Kompakt“ der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft und „Das Geographische Seminar“ des Westermann Verlages ein Lehrbuch zu empirischen Arbeitsmethoden der Humangeographie erschienen. Beide Lehrbücher stellen qualitative methodische

Zugänge in friedlicher Koexistenz neben den seit den 1970er Jahren dominierenden quantitativen Ansätzen dar. Die anvisierte Zielgruppe sind Studierende ab dem Grundstudium. Verantwortlich ist jeweils ein zweiköpfiges Autorenteam: Meier Kruker und Rauh (2005) bzw. Pfaffenbach und Reuber (2005).¹

Methodenlehrbücher, die qualitative und quantitative Ansätze unter einem Buchdeckel präsentieren, sind in der deutschsprachigen Geographie neu. Denn Methoden wurden hier bisher entweder mit einem deutlichen Schwerpunkt bei quantitativen Ansätzen (Wessel 1996) oder unter stärkerer inhaltlicher Eingrenzung, etwa für

Bereiche wie Statistik, Kartographie oder GIS behandelt. Die beiden Lehrbücher können somit als Zeichen für die (Re-)Integration qualitativer Verfahren in den offiziellen Methoden-Kanon der Geographie geedeutet werden.

Zugänge zum Thema

Die Autorinnen und Autoren beider Lehrbücher bringen eingangs ihr Anliegen zum Ausdruck, nicht nur technisches Methodenwissen zu vermitteln, sondern Methoden auch in ihren jeweiligen erkenntnistheoretischen Kontexten und wissenschaftlichen Weltbildern zu verorten. Im Modus des Methodenpluralismus werden am kritischen Rationalismus orientierte quantitative Methoden und die verschiedenen erkenntnistheoretischen Hintergründen verpflichteten qualitativen Verfahren einander einführend gegenübergestellt.

Unter der Überschrift „Wir forschen immer noch am Strand, aber der Strand ist bunter geworden“ stellen Reuber/Pfaffenbach die neue Methodenvielfalt anhand des klassischen Einführungsbeispiels von Haggett (1991) dar: Der ehemals aus raumwissenschaftlicher Perspektive betrachtete Strand wird hier kurz durch andere Brillen gesehen, die etwa Bedeutungszuweisungen und Territorialisierungen untersuchen. Anschließend stellen die Autoren unter Verweis auf philosophische, literarische und popkulturelle Beispiele (die Filme „Matrix“ und „Truman Show“) Vorstellungen von gesicherter Erkenntnisfähigkeit und Erfahrbarkeit der Welt in Frage und plädieren für eine konstruktivistische Perspektive auf die Objekte der Forschung und mithin für eine Sichtweise von Methoden als Konventio-

nen mit beschränkter Gültigkeit und Reichweite (33).

Meier Kruker und Rauh beginnen mit einer knappen Gegenüberstellung des qualitativen und des quantitativen Wegs hinsichtlich unterschiedlicher erkenntnistheoretischer Hintergründe, Zielstellungen und Gütekriterien von Forschung. Behandelt werden aber auch ethische Aspekte von Forschung. Es folgt ein knappes Kapitel über den Ablauf eines Forschungsprozesses, das nützliche und einfach gehaltene Hinweise für den Weg in und durch die Forschung, wie das Definieren einer Forschungsfrage und die Planung der Forschung gibt. Ein Kapitel über die Auswahl von Fällen behandelt Verfahren zur Bestimmung der Grundgesamtheit und zur Stichprobengewinnung in quantitativen und qualitativen Untersuchungen.

Quantitativ/Qualitativ – Positionen im Methodologie-Diskurs

Im Mittelpunkt beider Lehrbücher steht die Darstellung von qualitativen und quantitativen Methoden in separaten Kapiteln. Hierfür ist zunächst zu klären, was die beiden Ansätze unterscheidet.

Reuber/Pfaffenbach sehen eine „pragmatisch-praktische Dichotomie“ zwischen qualitativen und quantitativen Ansätzen „auf Grundlage unterschiedlicher wissenschafts- und erkenntnistheoretischer Fundamente“ (34). Auf der einen Seite der Dichotomie verorten sie Ansätze, die „mit harten Daten und mathematisch-statistischen Analyseinstrumenten auf der Grundlage des hypothetischen Realismus... die ‚objektive Realität‘ immer genauer, immer richtiger zu erkennen“ versuchen. Auf der anderen Sei-

te stehen die Versuche, die eigentlich „für das Alltagshandeln und die Struktur der Gesellschaft“ relevanten „sozialen Konstruktionen“ in Form „subjektive[r] und kollektive[r] Geographien (Regionalisierungen) und deren sprachliche Formen zu untersuchen“ (ibid.).

Diese etwas wertende Unterscheidung zwischen qualitativen und quantitativen Ansätzen ist durch das gesamte Lehrbuch erkennbar und funktioniert als (durchaus lobenswerte) Austreibung allzu leichtfertiger wissenschaftlicher Wissensproduktion, die unter der Maßgabe stattfindet, DIE Wahrheit zu entdecken. Stattdessen werden die Vorzüge einer am sozialen Konstruktivismus orientierten Geographie betont, die sich im Unterschied zu quantitativen Ansätzen ihrer eigenen Positionalität und des Charakters wissenschaftlicher Forschungen als „Konstruktionen über Konstruktionen“ bewusst sei. Einer konstruktivistischen Humangeographie gehe es dann „z.B. im Unterschied zu einer quantitativen Datenanalyse im Sinne des kritischen Rationalismus nicht darum, die ‚objektive‘ Anordnung von Strukturen, Funktionen, sozialen und ökonomischen Disparitäten etc. herauszufinden. Die Aufmerksamkeit richtet sich vielmehr darauf, welche Bedeutung räumliche Repräsentationen für Menschen haben, welche symbolischen Aussagen sie enthalten, welche Erinnerungen sie aktivieren, welche Macht sie ausüben...“ (33).

Diese klare Positionierung führt im Rahmen des pluralistischen Methodenbuchs zu einer Gratwanderung, die darin besteht, quantitative Ansätze darzustellen und diese gleichzeitig als leicht wahnhaft-verfangen in ihrer Suche nach der (nicht re-

levanten) ‚objektiven Realität‘ darzustellen, was zumindest außerhalb des Kapitels zu quantitativen Ansätzen zu vielen distanzierenden Anführungszeichen führt. Der Stellenwert der quantitativen Geographie wird dann auch eher pragmatisch durch den hohen Stellenwert von „harten Daten“ und „datenbezogenen Regionalisierungen“ gerechtfertigt: Dies gelte in der Politik, den Nachrichten, am Stammtisch (37) und auch in der Wissenschaft, „wenn es um die Vermittlung von Absolventen in die Praxis...und... die Akkumulation allokativer und autoritativer Ressourcen (Stellen, Geld, Räume) für das Fach in einer finanzknappen Hochschullandschaft“ gehe (24).²

Die enge Zuordnung quantitative Ansätze>kritischer Rationalismus vs. qualitative Ansätze>Konstruktivismus, die Reuber/Pfaffenbach vornehmen, ist sicherlich zum Teil dem Gebot der Vereinfachung geschuldet. Sie unterschlägt dabei aber eine uneindeutige wissenschaftliche Praxis, in der auf der einen Seite auch viele quantitative Ansätze versuchen, soziale Konstruktionen einzufangen (beispielsweise durch die Integration subjektiver Wahrnehmungen des Ziellandes in quantitativen Migrationsmodellen). Auf der anderen Seite folgen auch viele qualitative Arbeiten in Beobachtungen, Interviews oder Dokumentenanalysen zumindest teilweise einem realistischen Ansatz. Unerwähnt bleiben damit die „Hybridisierungen“, in denen man in der Interpretation von empirischen Daten zumindest punktuell auf realistische Positionen ausweicht (Hirschauer 2003). Dies geschieht unter anderem, weil die Kritikfunktion von Wissenschaft sonst kaum aufrechtzuerhalten ist, und weil ein Zuviel an

Selbstanalyse für Andere schlichtweg oft langweilig ist. Ein Hinweis auf Kompromisse mit dem radikalen Konstruktivismus wäre hier also nicht schlecht gewesen.

Meier Kruker/Rauh ziehen die Trennlinie zwischen qualitativen und quantitativen Ansätzen pragmatischer: Sie unterscheiden zwischen einem stärker abgegrenzten, überprüfenden und standardisierten Charakter auf der einen und einem eher offenen und explorativen, wenig standardisierten Zugang auf der anderen Seite. Gleichzeitig verweisen sie aber auch darauf, dass „quantitatives und qualitatives Arbeiten sich heute gegenseitig in vielfacher Art und Weise ergänzen können und sollen“ – auch im Rahmen ein und desselben Projektes (5). Der Einsatz der nicht zu unrecht in Verruf gekommenen quantitativen Ansätze wird eher (implizit) mit dem Aspekt der Gegenstandsangemessenheit begründet: Die Relevanz dieser Verfahren liege zum Beispiel an ihrer Eignung dafür, „Beziehungen zwischen Daten [zu] testen und Zusammenhänge aufdecken und erklären [zu] können“ (6).

Die disziplingeschichtliche Einordnung der qualitativen und quantitativen Ansätze erfolgt ebenfalls unterschiedlich. Meier Kruker/Rauh betonen, dass „qualitatives Forschen in der Geographie „nicht so neu“ sei und verweisen auf die Rolle von Beobachtungen, Gesprächen etc. in der frühen traditionellen Geographie (19). Reuber/Pfaffenbach kennzeichnen die qualitativ arbeitenden Verfahren bis in die ersten Nachkriegsjahrzehnte als „klassische, eher phänomenologische Betrachtungsweise“ (34). Sie stellen keine Verbindungen zwischen den Methoden des Landschaftsparadigmas

mit den gegenwärtigen qualitativen Ansätzen her und stellen die qualitativen Ansätze als die auf die quantitativen folgenden, neueren Ansätze dar (36).

In der Darstellung quantitativer und qualitativer Ansätze liegt – vom Umfang her betrachtet – der Akzent bei Reuber/Pfaffenbach bei den qualitativen, bei Meier Kruker stärker bei den quantitativen Methoden.

Darstellung quantitativer Verfahren

Das Kapitel zu quantitativen Ansätzen im Lehrbuch von Reuber/Pfaffenbach beginnt mit einer historischen Einordnung des kritischen Rationalismus und einer Vorstellung seiner Grundprinzipien. Gut ist hier der Hinweis, dass es auch viele quantifizierende Verfahren nicht so genau nehmen mit dem kritischen Rationalismus, da an Stelle von statistischen Beweisen oft nur Zahlen in deskriptiver Weise gebraucht werden.

Im forschungspraktischen Teil des Kapitels werden Probleme der Datengewinnung und Stichprobenziehung sowie Merkmale und Regeln der standardisierten Beobachtung und Zählung dargestellt. Mangels Beispielen für szientistische Beobachtungen ist dieses Kapitel aber wenig anschaulich.³ Der größte Teil des Kapitels zu quantitativ-analytischen Methoden beschäftigt sich mit standardisierten Befragungen. Hier werden Ablauf und die Organisation von Befragungen, die Gestaltung eines Fragebogens, und question-wording etc. ausführlich und anschaulich dargestellt. Ein weiteres Kapitel behandelt erste Schritte der Datenaufbereitung. Angesprochen werden Skalierungen, Test- und Schätzverfahren und bivariate Zusammenhänge.

Meier Kruker/Rauh gehen auf ähnliche Verfahren (Beobachtung/ Kartierung und Befragung) ein und machen detailliertere Ausführungen zur Befragungsorganisation, der Gestaltung von Fragebögen und Interviewfragen etc. Die Datenauswertung wird auf knapp 60 Seiten besonders ausführlich und mit zahlreichen Abbildungen erörtert. Zusätzlich stehen am Ende des Kapitels Ausführungen zu räumlichen Analysen, in denen auch multivariate Verfahren (am Beispiel der Clusteranalyse von räumlichen Einheiten) behandelt werden.

Beide Lehrbücher geben also einen ersten anwendungsbezogenen Überblick zu quantitativen Methoden. Die Ausführungen zur Datenauswertung reichen bei Weitem nicht an Statistik-Lehrbücher heran, haben dadurch aber auch ein geringeres Abschreckungspotenzial. Die in beiden Lehrbüchern erkennbare Absicht, eine wenig abschreckende Einführung in quantitative Verfahren zu bieten, wird bei Meier Kruker/Rauh mit der Daumenregel „nur soviel an mathematischen Schreibweisen und statistischen Formeln ..., wie unbedingt zum Verständnis notwendig ist.“ (108) auf den Punkt gebracht.

Darstellung qualitativer Verfahren

Im Kapitel zu qualitativen Methoden gehen Meier Kruker/Rauh auf qualitative Formen der Beobachtung, des Interviews und der Textanalyse ein, die von zahlreichen humangeographischen Forschungsbeispielen begleitet werden. Auswertungsverfahren werden für alle Ansätze kurz angesprochen. Außerdem gibt es, wie schon im quantitativen Teil, praktisches Anschauungsmaterial (ein Beobachtungsprotokoll, Auswer-

tungsmatrix für Interviews). Bei der Darstellung der Interviewformen geben Meier Kruker/Rauh einen synthetischen Überblick anhand des unterschiedlichen Grades der Strukturiertheit, der Frage-techniken etc. und stellen die verschiedenen, sich voneinander zum Teil abgrenzenden Interview-Schulen der qualitativen Forschung (themenzentriert, narrativ, biographisch, fokussiert), knapp und pragmatisch nebeneinander dar. Der Ablauf eines Interviews, die Auswertung und die theoretischen Kontexte von Auswertungsverfahren werden ebenfalls erörtert.

Der qualitative Teil in Reuber/Pfaffenbach (2005) besteht aus zwei Kapiteln, von denen das erste interpretativ-verstehende Verfahren behandelt und das zweite sich der Diskursanalyse widmet. Das erste greift einleitend nochmals Hintergründe, Probleme und Kennzeichen qualitativer Forschung auf und stellt die Erhebungsmethoden Beobachtung und Interview ausführlich dar. Die Auswertung qualitativer Daten behandelt u.a. die Transkription und Kodierung von Interviewdaten, die Auswertung der Daten in Typenbildung und „angeblich ‘qualitative’“ (175) Inhaltsanalysen sowie hermeneutische Verfahren der Text- und Bildinterpretation.

Der methodologische Teil dieses Kapitels wird überwiegend aus der reichhaltigen nicht-geographischen Methodenliteratur bestritten (z.B. Flick et al. 2003, Mayring 2002, Lamnek 1995), in der Anwendung der Methoden werden aber auch einige geographische Forschungsbeispiele genannt.

Das eigenständige und mit 30 Seiten für ein Lehrbuch recht umfangreiche Kapitel zur Diskursanalyse trägt aus Sicht der

Autoren einen „stärker explorativen Charakter“ (201). Unterschieden werden eher verstehend-interpretative Formen der Diskursanalyse (mit klarer konturierten Handlungsbegriffen, überwiegend aus den Sprach-/Literaturwissenschaften) von eher poststrukturalistischen Formen (mit schwachen bzw. inexistenten Subjekten).⁴

Mit diesem Kapitel wird eine relativ neue und für die Geographie besonders interessante Methode aufgegriffen und – insbesondere in Bezug auf die Arbeiten von Michel Foucault – gut hinsichtlich ihrer Grundbegriffe erklärt (Was ist Diskurs? Was ist Diskursanalyse? Worin liegt die Relevanz der Diskursanalyse für die Geographie?). Leider werden hier keine Beispiele für Diskursanalysen im geographischen Kontext dargestellt, sondern lediglich einige Literaturhinweise gegeben. Eine, gelinde gesagt, sehr voraussetzungs-volle Skizze nach dem Literaturwissenschaftler und Diskursforscher Jürgen Link, die „Grundschemata und kollektive Symbole im Diskurs der Bundesrepublik Deutschland“ (205) in U-Boot-Form darstellt, trägt nicht gerade zum Verständnis der Methode bei. Der bereits „gestrafft(e)“, aber dennoch mehr als zwei Seiten einnehmende Kasten über „konkrete Schritte der Diskursanalyse“ nach Jäger erscheint als zu stark auf die Linguistik ausgerichtet, um für geographische Fragestellungen praktisch anwendbar zu sein. So wird im Ausblick des Kapitels insgesamt zu recht darauf hingewiesen, dass sich die große „begriffliche Sperrigkeit“ der Literatur zu Diskursanalysen auch in den Ausführungen im Lehrbuch niederschlagen würde (231).
Gebrauchswert

Das Lehrbuch von Meier Kruker/Rauh bietet einen niedrigschwelligen Einstieg in die empirischen Forschung: Das Design des Lehrbuchs bildet den gesamten Forschungsprozess von der Themenfindung über die Projektorganisation bis hin zu Fragen der Ergebnisdokumentation, die im Schlusskapitel behandelt werden, ab. Kästen und Abbildungen liefern anschauliche Hinweise und die weitgehend der Human-geographie entstammenden Forschungsbeispiele sind gut ausgewählt und dokumentiert. Empirische Forschung wird als das dargestellt, was sie ist: Systematische, regelgeleitete und reflektierte Arbeit, bei der man sich bestimmter Werkzeuge bedient. Diese Entmystifizierung von empirischer Forschung ist gerade für Studierende hilfreich. Aber auch das andere Extrem, die rein pragmatische Vermittlung von Methoden, wird vermieden, da diese – wenn auch knapp – erkenntnistheoretisch verortet werden.

Die klare, einfach gehaltene Sprache und die allgemein gute Gestaltung des Lehrbuchs (z.B. durch eine Randspalte mit zentralen Begriffen und ein Stichwortverzeichnis) und die Gliederung des Buchs entlang des idealtypischen Ablaufes eines Forschungsprozesses erhöhen den praktischen Wert des Lehrbuchs.

Reuber/Pfaffenbach geht es erkennbar darum, bei den Studierenden eine kritische Einstellung gegenüber positivistischen Formen der Wissenschaft zu befördern. Dieses Anliegen wird konsequent, wenn auch zuweilen etwas redundant, verfolgt.

Das Buch präsentiert sich insgesamt etwas textlastiger und komplizierter. Wenn es um Studierende gehen soll, fragt man sich,

warum man diese Zielgruppe mit *en passant* gestreuten Wortungetümen wie dem von der „Schwingung des alten Qualifax-Quantifax-Pendels“ (um die es dann aber doch nicht gehen soll, 24) quält, oder warum man die „berühmte(n) Kontroverse zwischen Habermas und Foucault... hier nur als Beispiel“ für den Disput um den Diskursbegriff erwähnt, ohne der studierenden Leserschaft zu erklären, was damit gemeint ist (219).⁵

Einzelne Methoden werden zum Teil fast schon etwas zu ausführlich behandelt, wenn man bedenkt, dass das Buch nicht mehr als einen ersten Überblick geben kann und man, wenn man sich näher mit einer Methode beschäftigen will, sowieso auf andere Werke zurückgreifen muss. Trotz guter einordnender Abbildungen und Schemata leidet der Gebrauchswert des Buchs unter seiner Weitschweifigkeit und der etwas unübersichtlichen Gestaltung – insbesondere das Fehlen eines Stichwortverzeichnisses schlägt hier negativ zu Buche. Meier Kruker/Rauh eignet sich wesentlich besser zum Nachschlagen und zur ersten Orientierung und will erkennbar zur eigenen Forschung ermutigen.

Trotz oberflächlich betrachtet ähnlicher Inhalte setzen die Lehrbücher sehr unterschiedliche Schwerpunkte und sind in unterschiedlichem Maße zugänglich. Im Endeffekt sind aber beide eine große Bereicherung für die Methodenlehre in der Human-geographie, indem sie qualitative Methoden erstmals mehr oder weniger gleichwertig neben quantitativen Ansätzen behandeln. Die Kombination beider Ansätze wird zwar erwähnt, aber nicht im Detail besprochen. Die Darstellung quantitativer Metho-

den in beiden Lehrbüchern unterscheidet sich am wenigsten voneinander und bietet jeweils einen guten Einstieg in quantitative Ansätze, ohne Lehrbücher zu empirischer Sozialforschung oder Statistik ersetzen zu wollen.

Literatur

- Flick, Uwe, Ernst von Kardorff, Ines Steinke (Hg.) 2003: Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg.
- Haggett, Peter 1991: Geographie – eine moderne Synthese. Stuttgart.
- Hirschauer, Stefan 2003: Konstruktivismus. In: Ralf Bohnsack et al. (Hg.): Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. Opladen. 102-104.
- Lamnek, Siegfried 2005: Qualitative Sozialforschung. Weinheim.
- Mayring, Philipp 2002: Einführung in die qualitative Sozialforschung : eine Anleitung zu qualitativem Denken. Weinheim.
- Wessel, Karin 1996: Empirisches Arbeiten in der Wirtschafts- und Sozialgeographie. Paderborn.

Anmerkungen

- ¹ Bei Meier Kruker/Rauh ist Erstere für das Kapitel zu qualitativen Ansätzen, Letzterer für das Kapitel zu quantitativen Ansätzen verantwortlich (2). Die Arbeitsteilung wird bei Reuber/Pfaffenbach nicht näher kenntlich gemacht
- ² Etwas überspitzt könnte man übersetzen: „Es ist zwar Quatsch, aber es bringt uns Geld und Ruhm!“
- ³ Im Übrigen wird auf die „methodologisch angemessenere Weiterentwicklung und

Integration der Beobachtungsverfahren“ in der konstruktivistischen Humangeographie hingewiesen (64).

- ⁴ In einer schematischen Darstellung werden dann aber als Kategorien von Diskursanalyse „handlungsorientiert (interpretativ)“, „strukturalistisch“ und „poststrukturalistisch (struktural-pragmatisch)“ unterschieden (208). Warum die Sprachpragmatik unter der Rubrik Poststrukturalismus und nicht unter

handlungsorientierten Ansätzen auftaucht, ist ebenfalls unklar.

- ⁵ Abgesehen davon hat diese „berühmte Kontroverse“ nach meinem Wissen gar nicht stattgefunden, weil Foucault verstarb, bevor er auf die Eröffnung der Debatte durch Habermas antworten konnte.

Dirk Gebhardt

Georg Glasze, Robert Pütz, Manfred Rolfes (Hg.): Diskurs – Stadt – Kriminalität. Städtische Unsicherheiten aus der Perspektive von Stadtforschung und Kritischer Kriminologie. Bielefeld 2006. 323 S.

Die Herausgeber setzen den Schwerpunkt ihres Sammelbandes auf die räumlichen Aspekte einer interdisziplinären Stadtforschung, die sich insbesondere den Aspekten „Sicherheit“ und „Unsicherheit“ widmet. Angesichts einer Krise der traditionellen Kriminalgeographie, haben sie hier neun Aufsätze versammelt, um dem die Grundlagen einer Kritischen Kriminalgeographie entgegen zu setzen. Diese Grundlagen werden im einführenden Beitrag der Herausgeber skizziert und ausgeführt.

Die grundlegende Kritik an bisherigen Modellen und Ansätzen der Kriminalgeographie ist ihr Mangel an einem reflektier-

ten Raumbegriff, der als Container-Raum begriffen wird. Raum als dynamische Konstruktion, so die Autoren, kommt nicht vor. Dagegen richtet sich der Ansatz einer Kritischen Kriminalgeographie, der sich stark auf die Raumkonzeption und Definition von Henri Lefebvre bezieht. Lefebvre vertrat die Ansicht, das Raum durch soziale Handlungen produziert wird – im Endeffekt also konstruiert und somit dynamisch in seinem Verhältnis zur Gesellschaft ist. Die Quellen, aus welchen die Autoren ihre Kritik der traditionellen und die Neukonzeption einer Kritischen Kriminalgeographie speisen, reichen von eben jenen marxistischen Ansätzen, wie sie Lefebvre skizzierte, über systemtheoretische Betrachtungsweisen (Raum als Handlungs- und Kommunikationskategorie) bis hin zu diskursanalytischen Verfahren. Dabei gehen sie auch auf eine Kritik des Spuren-

paradigmas ein, welches sich nach ihnen u.a. am (heute äußerst umstrittenen) *Broken Windows*-Paradigma festmachen lässt. Zusätzlich nutzen sie die Erkenntnisse einer handlungszentrierten Sozialgeographie, durch die sich verschiedene Punkte einer Raumkonzeptualisierung für eine Kritische Kriminalgeographie herauslesen lassen. Mit ihrer Neukonzeption tragen sie nicht nur für die Kriminalgeographie zu einem erweiterten Raumbegriff bei, sondern wohl auch für viele Teile der allgemeinen Geographie, die einen derart offenen Begriff bisher in Deutschland nicht vertrat. Für die Autoren ist eine Kritische Kriminalgeographie vor allem an den konstruktivistischen Perspektiven auf die räumliche Organisation von (Un-)Sicherheit und Kriminalität (48) zu messen.

Um die theoretische Bedeutung dieses Ansatzes deutlich zu machen, konzentrieren sich die nachfolgenden acht Beiträge vor allem auf die direkten Zusammenhänge von Raum und Kriminalität. Dabei heben die Beiträge vor allem die Konstruktionen von Raumsemantiken und Unsicherheitsdiskursen hervor, insbesondere an den Praktiken einer kommunalen Kriminalprävention, wie sie in vielen Städten Deutschlands derzeit (und in jüngster Vergangenheit) praktiziert wurde - durch so genannte kriminalpräventive Räte oder ähnliche Konzepte, die vor allem auf eine Verräumlichung von Kriminalität und die diskursive Konstruktion von Sicherheit abzielten. Theoretisch angelehnt sind viele dieser Initiativen an das „Broken Windows“-Konzept, auf das von den Autoren auch Bezug genommen wird. Im Mittelpunkt der Strategien steht dabei die Konzentration auf lokal

und regional umrissene Gebiete, die in besonderem Maße von Kriminalität und somit Unsicherheit betroffen sind.

Verena Schreiber, Gesa Helms Annika Matissek und Bernd Belina zeigen an räumlich konkreten Beispielen die Ausgestaltung der Maßnahmen und ihre Auswirkungen. Schreiber gibt anhand von verschiedenen Beispielen einen Überblick über die kommunale Kriminalprävention in Deutschland und zeigt wie Unsicherheitsdiskurse gestaltet und benutzt werden. Ihr diskursanalytischer Ansatz zeigt detailliert die Funktionsweisen, gerät allerdings etwas zu lang und komplex. Helms zeigt am Beispiel von Glasgow wie sichere Räume produziert werden. Ihr gelingt dabei eine gute Kritik der kommunitaristischen Konzepte, die in Großbritannien eine starke Bedeutung haben. Gerade in der Kombination mit Videoüberwachung scheinen hier alte Konzepte kommunaler Sozialkontrolle neue Möglichkeiten zu entfalten. Ihre Diskussion des Begriffs *Community* ist allerdings zu unkritisch, wenn sie sagt, das dieser Begriff vor allem positiv besetzt ist. Aus analytischer Sicht kann ich diese Annahme nicht teilen, wohl aber als Beschreibung wie dieser Begriff verwendet und von den Bürgern zum großen Teil wahrgenommen wird. Matissek beschreibt ähnliche Prozesse für Frankfurt am Main, wobei ihr Schwerpunkt u.a. auf Sicherheit als hegemoniales Produkt von Diskursen liegt. Dafür entwirft sie einen anti-essentialistischen Ansatz, mit dem sie die Vielschichtigkeit der Diskurse deutlich zu machen versucht ohne in eine postmoderne Beliebigkeit, wie sie es nennt, zu verfallen. Belinas Beitrag verschafft diesen Beispielen

len den nötigen Überbau, indem er einen mit Blick auf die oft postulierten präventiven Ziele und Erfolge der Strategien und ihrer Technologien wirft. Auch er beschäftigt sich mit der Verräumlichung von Kriminalität in den Diskursen von Sicherheit und anschließender Kontrolle und hebt dabei vor allem die Aspekte der räumlichen Abstraktion hervor. Diese sind notwendig um überhaupt Räume eine kriminogene Wirkung und Qualität zuzuschreiben.

Ob und wie Stadt und Unsicherheit einhergehen untersucht Herbert Glasauer, indem er lieb gewonnene Mythen der Politik und des öffentlichen Diskurses einer Entschlüsselung unterzieht. Dabei konzentriert er sich unter anderem auf die immer wieder diskutierten Aspekte subjektiver Unsicherheit und Kriminalitätsfurcht, deren Zusammenhänge zu tatsächlichem Kriminalitätsaufkommen nach wie vor nicht bewiesen, aber dafür immer wieder gern behauptet werden. Sein historischer Blick konzentriert sich dabei auf den epochengebundenen Kontext von Ängsten sowie auf den Umgang mit dem Fremden als zentralem Aspekt einer stadträumlichen Qualität an sich. Daran schließen auch die zwei weitere Beiträge an. Norbert Gestring, Anna Maibaum, Walter Siebel und Jan Wehrheim nutzen eine empirisch vergleichende Studie um über die Fremdheit in öffentlichen Räumen zu reflektieren. Dabei vergleichen sie eine innerstädtische Geschäftsstraße mit einer Shopping Mall. Ihr Blick richtet sich auf die Formen der Kontrolle und die Produktion von Öffentlichkeit an den beschriebenen Orten. Daniela Hunold schließlich zeigt aus der Perspektive von Elias' Konzept der Etablierte-Au-

ßenseiter-Beziehungen die Bedeutung von kommunaler Kriminalpolitik und nutzt diese zu einer Kritik an ihren Diskursen und Praktiken.

Herausragend in diesem Band ist der Beitrag von Volker Eick in zweierlei Hinsicht. Zum einen weil er eine sich von allen Beiträgen unterscheidende Perspektive einnimmt, zum anderen weil er damit einen hoch interessanten Aspekt aufgreift. Eick analysiert die Bedeutung von privaten Sicherheitsdiensten als Ausdruck neoliberaler Ideologien. Damit nimmt er eine konsequent sozio-ökonomische Perspektive ein, die in ihrer Analyse pointiert und höchst politisch ist. Die empirische Basis seiner Ausführungen ist dabei äußerst hilfreich und zieht eine gute Verbindung zwischen Sicherheit, Wirtschaftsinteressen und den Formen neoliberaler Regierungstechniken, die sich zunehmend vom Staat hin zu privaten Akteuren verlagern.

Fazit

Der Sammelband ist ein gelungener Versuch einer Neubeschreibung eines wissenschaftlichen Ansatzes in der Geographie, um die räumlichen Aspekte von Kriminalität und Sicherheit analytisch zu fassen. Die manchmal zu eng gefasste Perspektive auf die Geographie kann nur verstanden werden als eine disziplininterne Verortung eines offensichtlich vernachlässigten Themenfeldes. Der Versuch, eine Neupositionierung einer Kritischen Kriminalgeographie zu unternehmen, kann in großen Teilen als geglückt angesehen werden. Eine Engfassung dieses Forschungsfeldes auf die Geographie allein sollte allerdings nicht fortgeführt werden, da gerade diese Fragen

– Kriminalität, Kontrolle, Raum, Sicherheit und Überwachung – eine interdisziplinäre Perspektive geradezu herausfordern, etwas das in der anglo-amerikanischen Literatur bereits als Surveillance Studies gefasst wird.

Das in vielen Beiträgen die gleichen theoretischen Grundsatzdiskussionen geführt werden ist wohl in einem solchen Sammelband nicht vermeidbar, was vor allem für die Kritik am „Broken-Windows“-

Ansatz gilt. Als Einführung in eine neue Perspektive und eine Revision bisheriger Ansätze in der Geographie zu diesem Theme, ist dieser Band schlüssig und durchaus ein Gewinn – vor allem für eine interdisziplinäre Diskussion mit Ansätzen in denen die Kategorie Raum noch nicht den Platz einnimmt, der ihr eigentlich zustehen sollte.

Nils Zurawski

Setha Low: *Behind the Gates Life, Security and the Pursuit of Happiness in Fortress America*. New York 2004. 288 S.

The term ‘Gated Communities’ (GC) has become a more familiar term in recent years, especially in the vocabulary of US citizens. Millions of Americans have moved into gated residential communities: according to the 2001 American Housing Survey, 7,058,427 households live in communities surrounded by walls and fences and 4,013,665 of those households live in communities where access is controlled by means such as entry codes, key cards or security guard approval (p.15). That accounts for around 7 percent of the total households, a figure that is growing fast. The increasingly popular process of moving from a traditional ‘open’ community to one behind gates and guards is marked by a tension between lifestyle

choice and a change in socio-economic structures within society. The growth of this phenomenon and the impact and implication that it has had on US society has engendered academic interest from various disciplines including urban studies, geography, sociology and political science to name but a few.

Although by no means an absolutely new concept – for example, ancient walled towns used to protect inhabitants and their property – it would seem that the development of gated communities particularly over the past twenty years has had a great impact on those behind and outside the gates. GCs that are being developed today in many parts of the US are „residential areas with restricted access in which normally public spaces are privatised“ (Blakely, Snyder 1999: 2), for example, streets, pavements, parks, beaches, rivers, trails and playgrounds. It

has been argued that the growth of GCs stems in part from the transformation in the political economy of the late 20th century urban America. The social, political and geographic fabric of communities underwent dramatic changes during the economic restructuring and ‘Reaganomics’ of the 1980s (p.17), and gated communities is seen as one of many manifestations of the changing economic order. The change in ‘economic order’ can best be described as the shift from Fordist capitalism based primarily on mass production and consumption, to a more neo-liberal capitalism which encouraged a sharper ideological focus on free-market capitalism. This has resulted in increasing mobility of capital, the marginalisation of the labour force and the dismantling of the welfare state. These changes have subsequently led to a widening gap between rich and poor, an intensified fear of crime and increased class anxiety.

Existing accounts of GCs have reflected on their internal socio-legal foundations, such as Blakely and Snyder (1999) described above, and of the governance of GCs, in the work of McKenzie (1994). Setha Low, Professor of Anthropology and Environmental Psychology at the Graduate Centre of the City University of New York has pursued her own personal interest with gates and walls to produce a fascinating account of life inside GCs in her book ‘Behind the Gates Life, Security and the Pursuit of Happiness in Fortress America’. Low goes beyond the superficial analysis of how and why GCs are developed to use an interpretist framework to look at the life choices underpinning why so many people

have decided to live in gated communities and examines „how they make sense of their new lives behind gates and wall as well as the social and spatial consequences of these residential choices“ (p.10).

The book comprises eleven chapters and an extended appendix listing in-depth methods and techniques. Low first of all contextualises her specific interest in this topic in a personal prologue describing her own often exclusionary experiences of ‘gates’, walls and the communities ‘protected’ or imprisoned behind them. It is clear from this prologue that underpinning Low’s approach is the assumption that segregation in general, and gated communities in particular are negative phenomena. However her anthropological training allows her to look beyond her own experiences to convey the situation from the point of view of the residents of GCs. The first part of the book concentrates on exploring the existing theories relating to GCs, drawing on the experience of interviewees to highlight and explore opposing views. The second part of the book explores the empirical material organised the themes of community cohesion, fear and security and financial investments, each examined within the context of theory and personal accounts from the interviewees.

Rather than relying on a single voice throughout the book the author utilises three different narrative voices – a personal voice, the voices of the interviewees and a professional voice – to present residents’ lives, motivation and concerns, and often illustrates her point by making use of a wide variety of pictures. A broad range of residents was interviewed for the research,

ranging from families with young children to people of and beyond retirement age. The first two chapters give a useful history of gated communities, and the different theories of gating. These dynamics are distinguished between theories which focus on ideas relating to supply side dynamics of gating, with an emphasis on the financial benefits to developers and builders who drive gating in opposition to those theories which centre on demand-side dynamics of home-buyers preference. This chapter is invaluable to any novice to the subject, as it lays out in understandable terms the debates surrounding the topic. Each subsequent chapter focuses on a different aspect of how residents make sense of their new lives behind the gates.

These chapters are always started with a personal vignette by Low, which is then followed by a personal story belonging to the various residents of GCs. The author subsequently considers the evidence collected throughout her fieldwork to illuminate for the reader the way in which the individual choices made by these families are often determined by structural influences such as political and economic situations – as well as personal experiences.

Being a cultural anthropologist, Low's field methods are mostly ethnographic, allowing her to attain a mass of rich qualitative data and sympathetically convey the real concerns of her interviewees. Other qualitative methods included participant observation within and around each community being studied, interviews with key informants such as the developers, architects and real estate agents behavioural mapping, and the collection of

marketing, sales and advertising documents.

Another layer of analysis is added to the ethnographical discourse produced in the interviews, by way of a geographical perspective regarding the choice of GCs within the study. Low selected three communities in Nassau County, Long Island, New York, three communities in San Antonio, Texas, and one community in Mexico City, Mexico. These disparate locations highlight different geographical reasons for moving behind gates as well social and psychological causes. For example, in the communities in Texas, the residents interviewed saw not only added security and safety behind the gates, but also the chance to pursue state minimalism, with services such as rubbish collection and street maintenance being carried out within the community rather than being provided by municipal government. On the other hand, in the more politically liberal north east of America, gated communities held more advantages in terms of conflict minimalisation with an a priori set of rules and regulation that „determine what residents can and can't do with their property“ (p.195), and so property investments were, in their view, secured.

These two American examples contrast well with the community in Mexico, where violent crimes are much more prevalent, and gates are seen as necessary by many families to protect them from increasing violence and what they see as 'lawlessness'. Low uses this comparison to highlight a major point within her text that GCs are becoming more sought after because of the sensational and dramatic coverage of

crimes within the American media, and that this sense of fear and panic is to some degree fuelling the demand for high security gated residential developments. Low argues that urban fear „reflects media manipulation of the public“, as in actual fact, crime rates in the US are not escalating out of control, indeed, according to the Bureau of Justice National Crime Victimization Survey in 2003, violent crime rates declined since 1994 reaching the lowest level ever recorded in 2003, which is supported by the Federal Bureau of Investigations Uniform Crime Reports which suggest during that timeframe violent crime and property crime rates decreased 33.4% and 23% respectively (Bureau of Justice Statistics). Low suggests that the discourse of violence in the media instils a fear of crime and certain kinds of people, notably those not of white origin, which ultimately combine to form a worldview, of which GCs are a product. It is at this point, Low argues, that safety seems to have transformed from being a right for all to a commodity to be bought on the market (p.122). The comparison with Mexican GCs offers a sense of proportion where violent crime and corrupt policing and governance are a harsh reality for the people who live there. Low implies that newspapers and property developers have a vested interest in propagating the idea that existing policing and security are inadequate, and extra security measures, such as GCs are required. The result is the rise of „purified spaces“ where the homogeneity (in terms of income anyway) created makes the monitoring of the ‘other’ a much more simple process, while at the

same time intensifying the fear of ‘different’ people. This particular trend is particularly worrying to Low, who suggests an escalating withdrawal from public life of the middle classes through the proliferation of GCs will have the malignant effect of growing paranoia and apathy within the gates, and a sense of abandonment outwith the gates.

The themes that are prominent within Low’s analysis are plentiful and complex; however the one that I found particularly interesting was that of ‘contradiction’. There are a plethora of paradoxes highlighted by Low as an academic, but also the residents saw for themselves, such as residents accepting limited individual freedom and ease of access for in order to achieve greater privacy and social control for the community as a whole highlighted in chapter 1; residents who were seeking to belong to a discernable community, but at the same time treasure clear segregation and privacy both within and outside the gates, and were not entirely sure what they were looking for in community cohesion anyway as in chapter 3; residents who were living and working in the present, but clearly wanted to live in the past, or at least a romanticised idealistic past, such leaving the back door open and calling on neighbours for help, without being called upon themselves, as in chapter 4; and finally residents who sought safety behind the gates while realising they are at the same time more vulnerable by accepting a false sense of security, and the fact that taking precautions against crime seemed to heighten rather than restrict anxiety, as in chapter 6.

Low set out to gain a qualitative understanding of the people who have chosen to separate themselves from the rest of society and the sense that they make of their lives behind gates, and she accomplishes the task she sets herself with sensitivity and genuine interest that is apparent in the main text of the book and the interviews she conducted. The main weakness of Low's work as mentioned earlier is its concentration on only communities within America, with the exception of the community in Mexico City. However, given the prevalence of GCs in the United States and the fact the most people behind gates in the US choose to live there rather than *have* to live there like in cities in South America and Asian countries as referred to within the book, Low's work provides an excellent insight and useful heuristic by which future research may be guided. While these de-

velopments are as yet not widely observable across Europe, the book offers important arguments and empirical detail about the changing nature of housing and residential neighbourhoods in the process of contemporary urban restructuring, highlighting specifically the agency, perspective and motivations of those who (choose to) live in gated communities.

Bibliography

- Blakely, Edward James, Mary Gail Snyder 1999: *Fortress America. Gated communities in the United States*. Washington, DC/Cambridge, MA.
- McKenzie, Evan 1994: *Privatopia: Homeowner associations and the rise of residential private government*. New Haven, CT.

Zhan McIntyre

Christoph Wulf: *Anthropologie kultureller Vielfalt. Interkulturelle Bildung in Zeiten der Globalisierung*. Bielefeld 2006. 162 S.

Angesichts der theoretischen wie empirischen Unklarheiten, welche Erkenntnisse Kulturgeographie und insbesondere der zugrundeliegende Kulturbegriff eröffnen können, bietet es sich an, einen Blick in diejenigen Nachbarfächer zu werfen, in denen Kultur schon länger zu den diszi-

plinfundierenden Begriffen zählt. Hierzu ist auch das Forschungs- und Lehrgebiet der „Interkulturellen Kommunikation“ zu rechnen, aus dem das vorliegende Buch stammt. Es handelt sich dabei um einen sehr ausführlichen Essay, der wohl aus einer Zusammenstellung mehrerer vormals eigenständiger Teile entstanden ist. Dies lässt sich aus gewissen unübersehbaren Redundanzen schließen, was für Rezensionen zwecklos aber nicht von Nachteil ist,

lassen sich doch gerade an Hand der Wiederholungen diejenigen Argumente identifizieren, die für den Autor von besonderer Wichtigkeit sind. Die zentrale Argumentationskette lässt sich wie folgt zusammenfassen: Die Globalisierung bedroht in zunehmendem Maße die Besonderheit einzelner regionaler Kulturen; sie tendieren zur Anpassung an eine angelsächsische Weltkultur bzw. werden von dieser vereinnahmt: „... die Versuche der dominierenden angelsächsischen Kultur, sich gegenüber den kleineren Kulturen durchzusetzen, gewinnen immer mehr an Gewicht.“ (S. 18) Dies zu unterbinden plädiert der Autor eindringlich. Zugleich aber behindert, teilweise verunmöglicht die Aufrechterhaltung distinkter Kulturen jedoch deren Kommunikationsfähigkeit, was angesichts globaler und damit auch global zu lösender Probleme jedoch nicht erwünscht ist. Daraus ist die Konsequenz einer interkulturellen Bildung, die das Verständnis für andere Kulturen erhöht oder gar erst schafft, zu ziehen.

Diese Argumentation kann zu einer der beiden großen Strömungen gezählt werden, die zur Zeit das Thema „Kulturen“ behandeln. Beiden gemeinsam ist die Vorstellung von distinkten National-, Regional- usw. Kulturen, die in ihren wesentlichen Elementen inkommensurabel sind. Daraus werden jeweils unterschiedliche Konsequenzen gezogen. Für die eine Richtung, deren vielleicht prominentester Vertreter Samuel Huntington ist, führt die Unterschiedlichkeit von Kulturen im besten Falle zu einem Nebeneinander, im schlechtesten (Regel)Fall zu Konflikten. Für die zweite Position, der auch das vorliegende Buch

zuzurechnen ist, folgt aus der Differenz von Kulturen hingegen keine Konfrontation, sondern vielmehr die Möglichkeit und auch die Aufgabe der (eben interkulturellen) Kommunikation.

Nun ist die Annahme der Existenz distinkter Regional- etc. Kulturen keine aktuelle Entwicklung. In die Realitätswahrnehmung der Moderne dürfte sie vor allem mit der Rezeption Herders durch die Romantik und den Nationalismus Eingang gefunden haben. Sie steht damit in grundsätzlichem Gegensatz zur universell-individualistischen Position der Aufklärung, in deren Konsequenz die Konzeption der Demokratie als Zusammenwirken von Individuen, nicht aber von – etwa über Verwandtschafts- oder Klientelverhältnisse konstituierten – Gruppen steht. Insofern widerspricht jede Annahme distinkter Kulturen, die über eigene Gruppenrechte verfügen (sollen), dem westlich-liberalen Gesellschaftsmodell. Damit stellt sich dem vorliegenden Buch die elementare Frage, wie es dann überhaupt möglich sein kann, dass sich in einer individuenzentrierten Gesellschaft eine bestimmte Kultur gegen eine andere durchzusetzen versucht (Zitat s. oben).

Der Autor begegnet diesem Problem mit einer recht eigenwilligen Argumentation, die hier ausführlich zitiert werden soll: „Die europäische Zivilisation ist mir ihrem Hang zum Universalismus immer in der Gefahr gewesen, die Differenz zum Fremden zu zerstören und das Fremde unter dem Anspruch der Gleichheit zu assimilieren. ... Diese Einstellung wirkte sich auch innerhalb Europas aus. Mehrere Nationen hatten den Anspruch, den Maßstab für den euro-

päischen Geist, die europäische Zivilisation, die Weltkultur abzugeben. Hegemonialkämpfe in Europa und in der Welt waren die Folge. Statt das Besondere jeder Kultur, jeder kulturellen Ausprägung zu stärken, gerieten die europäischen Nationen in Gefahr, das Partikulare dem Universellen, dem Allgemeinen zu opfern.“ (S. 40) Es gelte daher „das Besondere jeder Kultur, jeder kulturellen Ausprägung zu stärken ..., damit es nicht den nationalen Universalismusansprüchen geopfert wird.“ (S. 40)

Zunächst wird hier lediglich die bekannte Kritik an der Aufklärung, wie sie im Gefolge von Herder populär wurde, aufgegriffen – die europäische Zivilisation mit ihrem Universalismus, der die regionalen Besonderheiten gefährde und letztlich zerstöre. Das Zitat geht jedoch noch darüber hinaus. Denn nun stellt nicht mehr der allgemein-europäische Universalismus die große Gefahr für die regionalen Partikularismen dar, sondern der Nationalstaat. Dieser konkurriert mit anderen Nationalstaaten darum, wer die nationale Kultur als universell definieren und durchsetzen kann. Aus diesem Blickwinkel mutieren die Nationalstaaten als Inkarnation des Partikularen zu den größten und gefährlichsten Vertretern des Universellen; begrifflich findet dies seinen Ausdruck in den „nationalen Universalismusansprüchen“.

Insgesamt kann das angeführte Zitat als paradigmatisches Beispiel aktueller kulturologischer und damit auch kulturgeographischer Diskussion dienen. So fällt zunächst die umstandslose Definition von Kultur als Movers sozialer Konflikte auf; in diesem Zusammenhang ist es überaus gewöhnungsbedürftig, als Grund für „He-

gemonialkämpfe in Europa und der Welt“, worunter wohl auch die beiden Weltkriege zu zählen sind, den „Anspruch, den Maßstab für den europäischen Geist ... abzugeben“, zu sehen. Hier dürfte die Bedeutung von – aus kulturologischer Sicht offensichtlich vernachlässigbaren – Aspekten wie Ökonomie oder politische Macht doch grob unterschätzt werden.

Zum zweiten erstaunt die Unmittelbarkeit, mit der die Welt in Gut und Böse unterteilt wird; ohne jede Begründung steht den guten, d. h. regionalen Partikularismen der böse, d. h. nationale Partikularismus gegenüber. Den einzigen Hinweis, warum eine solche Einteilung geboten ist, bietet der Begriff der „nationalen Universalismusansprüche“. Der nationale Partikularismus gehört offensichtlich deshalb auf die schlechte Seite, weil er auch und/oder überhaupt universalistisch ist. Da jedoch alle Postulate einer territorial einheitlichen Kultur zumindest für das jeweilige Territorium einen Alleingültigkeitsanspruch vertreten, ist letztlich nicht nachzuvollziehen, warum gerade der Nationalismus so fundamental anders ist als ein kulturell fundierter Regionalismus.

Ein letzter Punkt des aktuellen kulturologischen Diskussionsstandes, den das vorliegende Buch in idealtypischer Weise formuliert, ist das Vorhandensein regionaler Kultur(en), die es zu schützen und vor externen Vereinheitlichungstendenzen zu bewahren gelte. Interessanter- und auch kurioserweise zeigt gerade der (praktizierte) Nationalismus, wie problematisch eine solche Annahme wissenschaftlich ist. So haben es etwa hierzulande Versuche, eine verbindliche „deutsche“ Kultur festzulegen,

im wesentlichen über die bloße Proklamation einer „Leitkultur“, die nie inhaltlich beschrieben werden konnte, nicht hinausgeschafft. Realisiert wurden lediglich einige eher skurrile Umsetzungen wie der hessische Einbürgerungstest, der für das zukünftige Deutschland die Kenntnis etwa eines Mittelgebirges und eines Nobelpreisträgers einfordert, und regional begrenzte kriminelle Enklaven, in denen die wohlständigen Bürger „national befreite Zonen“ zu errichten versuchen. All diese und (geistig) verwandte Konzeptionen „deutscher“ Kultur zeigen letztlich auch empirisch die undefinierbarkeit einer bereits theoretisch als obsolet anzusehenden regional begrenzten Kultur.

Dennoch – und dies ist als konstituierendes Element des Nationalismus anzusehen – wurden (und werden, wenn aktuell auch in sich abschwächendem Ausmaß) in allen Nationalstaaten Versuche unternommen, eine als einheitlich begriffene Regional- oder Nationalkultur durchzusetzen. Waren dies in den ersten zwei Dritteln des 19. Jh.s zunächst vor allem nicht-staatliche Organisationen, die nationale Kulturgüter schufen und prägten (Turn-, Gesangs-, Trachtenvereine, sprachschützerische Vereinigungen usw.), so wurden sie mit der Etablierung der Nationalstaaten in zunehmendem Maße vom Wirken staatlicher Einrichtungen ersetzt (wohl am wichtigsten: die Schule). In den frühen Nationalstaaten war die Bedeutung privater Organisationen von vorneherein begrenzt.

Der national(istisch)en Kulturpolitik war dabei grundsätzlich klar, dass sie sich ein nur annäherungsweise zu erreichendes

Ziel gesetzt, ja grundsätzlich mit permanenten Tendenzen der Differenzierung im Innern und der Adaption externer Entwicklungen zu kämpfen hatte. Anders herum: Nationale Kulturpolitik weiß, dass nur sie selbst in der Lage ist, das ihr definitorisch zugrundeliegende Postulat einer einheitlichen (National-)Kultur zu schaffen und zu erhalten.

Insofern weist nationale (und regionale) Kulturpolitik eine deutlich höhere Realitätsanerkennung auf als aktuelle Kulturtheoretiker, die – wie im vorliegenden Band – das Bild einer aus sich heraus einheitlichen Regional- bzw. Nationalkultur zeichnen, die im wesentlichen aufgrund dauernder Einflüsse von außen (Globalisierung; gemeint ist eigentlich: Hegemonie angelsächsischer Kulturelemente wie etwa Hollywood-Filme) in ihrer Einheitlichkeit und Besonderheit bedroht werde. Hier wird das Postulat des Nationalismus, was Nation *eigentlich* sei, aber *faktisch* noch werden müsse, umstandslos in die Fantasie einer Kultur, wie sie (gewesen) *ist*, undefiniert; aus einer Zielvorstellung von Politik wird die wissenschaftliche Beschreibung von (vergangener bzw. bedrohter) Realität.

Den auf der Alltagsebene sicherlich sehr gut nachvollziehbaren Argumenten des Buches für eine interkulturelle Verständigung usw. steht damit eine empirisch wie methodisch überaus unbefriedigende Situationsanalyse gegenüber, die auch Zweifel an der Realitätshaltigkeit der praktisch-bildungspolitischen Zielsetzungen weckt. Insofern ein sehr instruktives Buch!

Wolfgang Aschauer

Caroline Kramer: *Zeit für Mobilität – Räumliche Disparitäten der individuellen Zeitverwendung für Mobilität in Deutschland*. Stuttgart. 2005 (= Reihe Erdkundliches Wissen, Band 138). 445 S.

In ihrer Habilitationsschrift analysiert Caroline Kramer räumliche Differenzen in der Zeitverwendung für Mobilität. Ihre zentrale Aussage ist, dass Zeitverwendung eine räumliche Komponente hat und sich nicht nur nach sozialstrukturellen Merkmalen von Individuen unterscheidet. Damit beziehen sich ihre Kernthesen auf Einschränkungen individueller Entscheidungsfreiheiten, die aus räumlichen Disparitäten zwischen verschiedenen Regionen Deutschlands resultieren und zu einer anderen zeitlichen Organisation von Bewegungen durch den Raum führen. In dem differenzierten empirischen Verfahren verknüpft sie die quantitative Analyse von Zeitbudgeterhebungen mit qualitativen Interviews und Fokusgruppengesprächen, um dem Wechselspiel von individuellen Handlungen (der Akteurebene) und strukturellen Rahmenbedingungen (der Kontextebene) gerecht zu werden. Als quantitative Basis dienen die Zeitbudgetstudien des Statistischen Bundesamtes von 1991/92 und 2001/02 sowie eine Befragung zur Lebenssituation von Frauen in der Region Heidelberg (HIFI-Studie). Sie kommt dabei zu den Hauptergebnissen, dass sich (1) insgesamt – im Gegensatz zu sonstigen Annahmen zur Zeitersparnis durch verbesserte Verkehrs- und Kommunikationstechnologien – die Zeit, die für Alltagsmobilität aufgewandt wird, erhöht, dies besonders in Ostdeutschland, dass (2) die

„zeitsparsamsten“ Räume Kernstädte der Regionen mit Verdichtungsansätzen sind und dass (3) Mobilitätsentscheidungen und -bewertungen stark von individuellen Gewohnheiten und subjektiven Wahrnehmungen geprägt sind. Das Ziel der Analysen soll die Anwendung der Ergebnisse in der Regionalplanung sein, die in einem Leitbild der „Region der kurzen Wege“ die Informationen über Mobilitätsentscheidungen verwenden sollte.

Kramer stellt der aufwendigen, methodisch sehr detaillierten empirischen Untersuchung eine ebenfalls sehr breit angelegte Aufarbeitung interdisziplinärer Zugänge zu den Konzepten „Zeit“ und „Raum“ und deren Verflechtung voran. Diese eingehende, übersichtliche Rekonstruktion dient der genauen Begriffsbestimmung, wobei letztendlich vor allem ein lineares Zeitverständnis und physisches Raumkonzept angewandt wird, das durch die qualitativen Analysen um subjektive Komponenten ergänzt wird. Auf dieser konzeptionellen Ebene gibt es einen der wenigen Anlässe zur Kritik an der Arbeit: Einerseits werden existierende theoretische Zugänge zwar ausführlich dargestellt, sie entwickelt daraus aber schließlich kein eigenständiges begriffliches Analysekonzept, so dass mögliche theoretische Konzeptionen wenig mit den Dimensionen der empirischen Analyse verknüpft werden. Deshalb dient die Analyse auch kaum zur Weiterentwicklung konzeptioneller Zugänge zu Raum und Zeit. Damit reproduziert Kramer andererseits das Problem, dass kontextuelle, hier räumliche Rahmenbedingungen als deterministisch für individuelle Handlungen dargestellt werden – ein Kritikpunkt, den

sie selbst mit Bezug auf Giddens' Strukturtheorie vorher in der Reflexion der Zeitgeographie nach Hägerstrand aufnimmt. Räumliche Kontexte wirken zwar je nach Haushaltstyp und Lebenslage anders auf die Akteure, beeinflussbar sind sie nach Kramers Perspektive aber nicht von den Akteuren selbst. Außerdem misst sie darüber hinaus mit der HIFI-Studie der Geschlechterdifferenzierung einen großen Wert bei, doch verharrt sie hier in einer dichotomen Geschlechterkonstruktion und nutzt die Analyse nicht für eine kritische Evaluation der mobilitätsbezogenen Kontexte in Bezug auf die Produktion von Geschlechterverhältnissen. Die Weiterführung der deskriptiven Analyse wäre in diesem Bereich wünschenswert gewesen.

Die Stärke der Arbeit von Kramer liegt klar in der gründlichen empirischen Analyse unterschiedlicher Daten der Mobilitätsforschung. Ihre Studie liefert vielfältige Aussagen über subjektive als auch äußere Rahmungen von Mobilitätsentscheidungen,

die vor allem nach räumlichen Regionen, individuellen Akteursmerkmalen und Weegearten differenziert und auf unterschiedliche Weisen verknüpft werden. Sie verwendet dafür nicht nur die umfangreichen quantitativen Daten, sondern wendet auch methodische Triangulation und damit ein für Zeitbudgetstudien innovatives methodisches Design an, das Probleme oft zu stark vereinfachter, eindimensionaler Studien abschwächt. Die Vielzahl der Tabellen und gut strukturierten Übersichten spitzen ihre Kernaussagen auf eine leicht zugängliche Weise zu, und es wird deutlich, dass räumliche Kontexte einen Einfluss auf Wegezeiten haben, aber dennoch spezifische Akteursmerkmale (wie z. B. Alter) gewichtiger sind. Insofern legt Kramer eine intensive deskriptiv-analytische Auswertung eines breiten empirischen Materials vor, die vor allem als Ausgangspunkt für politische und planerische Zielsetzungen angesehen werden kann und sollte.

Anne Vogelpohl

Norbert Gestring, Andrea Janßen, Ayça Polat: Prozesse der Integration und Ausgrenzung. Türkische Migranten der zweiten Generation. Wiesbaden 2006. 225 S.

Rauf Ceylan: Ethnische Kolonien. Entstehung, Funktion und Wandel am Beispiel türkischer Moscheen und Cafés. Wiesbaden 2006. 272 S.

Die Türken sind als größte Migranten-gruppe in Deutschland auch die meist untersuchte. Aber ihr Privatleben und ihr

gegenseitiger Umgang sind weitgehend blinde Flecken, obwohl die Sozialisation in türkischen Familien, ihre sozialen Beziehungen und Netze, das Innere ihrer religiösen und nicht-religiösen Institutionen, der gegenseitige Umgang in von Türken dominierten Nachbarschaften und Stadtvierteln höchst relevant sind für die zentrale Frage ihrer gesellschaftlichen Integration. Es ist hier noch schwerer als bei anderen Gruppen, hinter die Fassade zu blicken, welche zu wahren dieser

Migrantengruppe besonders wichtig zu sein scheint. Auch das unermüdliche „Zentrum für Türkeistudien“ ist bei seinen Dutzenden empirischer Untersuchungen bestrebt, das gute Ansehen ‘der Türken’ zu wahren und bleibt bei obigen Fragen erstaunlich dezent. Die zwei Bücher hingegen ermöglichen einen Blick hinter die Fassade, jedenfalls was den gegenseitigen Umgang betrifft. Beide drehen sich um ‘Türkenviertel’ in Hannover bzw. Duisburg, verfolgen aus verschiedenen Blickwinkeln die Frage von Integration oder Marginalität, und ergänzen sich trefflich trotz unterschiedlicher theoretischer Ansätze.

Gestring, Janßen und Polat untersuchen Ausgrenzung und Integrationschancen der zweiten Generation von Türken in einem Altbauviertel und einer Sozialwohnungssiedlung in Hannover mit hohen Migranten-Anteilen. Die Informationen entstammen 55 qualitativen Interviews in türkischen Familien, 41 Interviews mit „Gatekeepern“ (Entscheidungsträgern in den Bereichen Beschäftigung und Wohnungsvermietung) sowie Gebiets-Begehungen. Auf zwei Kapitel über begriffliche Grundlagen und methodische Aspekte folgt eine Darstellung der sozialen Netzwerke, danach werden die Bereiche Wohnen und Arbeit analysiert. Interessant ist hierbei weniger die Darstellung der jeweiligen Lage, über die wenig Neues mitgeteilt wird. Lohend ist die Lektüre des mit 200 Seiten Text recht kurzen und eingängig geschriebenen Buches in drei Hinsichten: Diskriminierungsmechanismen und Entwicklungen („Karrieren“) der Familien werden erklärt; es wird differenziert analysiert, wie Netzwerke mehr schlecht als recht als Aus-

gleichmechanismen für strukturelle Benachteiligungen fungieren; und die wichtige Rolle des Stadtviertels im Alltag der türkischen Familien wird herausgearbeitet.

Integration wird verstanden als *Prozess* hin zur Mitte der Gesellschaft, Ausgrenzung als dauerhafter Abstieg. Integration ist gelungen, wenn die Ethnizität keine Rolle spielt für Beschäftigungs- und Wohn-Chancen; wann die für Ausgrenzung maßgebliche Grenze überschritten ist, bleibt bis zum Schluss undeutlich. Nach dem klaren, wenngleich etwas unentschiedenen theoretischen Einstieg werden auch die empirischen Schwierigkeiten, Besonderheiten und Widersprüchlichkeiten leicht und eingängig abgehandelt, und das hebt sich angenehm ab von den oftmals abstrakten und unständlichen Methoden-Erörterungen anderer Soziologen. Demgemäß haben Gebiets-Begehungen ihre Tücken (sie können Misstrauen der Anwohner verschärfen; offenbar hat dies jedoch die Ergebnisse nicht beeinflusst); entscheidend für die Qualität von Leitfaden-Interviews sind gleiche Herkunft und Geschlecht von InterviewerIn und Befragungsperson; und die Aussagekraft von Interviews mit „Gatekeepern“ wird beeinträchtigt von deren Versuchen, die eigene Institution in gutes Licht zu rücken.

Die Ausführungen über die Wohn- und Arbeitssituation bringen weitgehend Bekanntes. Der Wohnungsstandard hat sich gegenüber früher verbessert, nicht zuletzt wegen des in Hannover (wie in großen Teilen Nord- und Mitteldeutschlands) entspannten Wohnungsmarkts. Dennoch wohnt auch die zweite Türken-Generation beengt; sie sind benachteiligt als Familien mit Kindern, als Neu-Einsteiger in den

Wohnungsmarkt und häufig als Einkommensschwache, seltener als Türken an sich. Das Bildungs- und Ausbildungsniveau hat sich im Vergleich zu dem der Eltern etwas verbessert, die Beschäftigungsposition jedoch eher verschlechtert, denn in der zweiten Generation sind relativ viele unsicher bzw. geringfügig beschäftigt oder arbeitslos und damit von sozialem Ausschluss bedroht, da auch in der zweiten Generation die meisten Männer v.a. in niedergehenden Bereichen der Industriearbeit, die Frauen meist in Teilzeit und in gering qualifizierten Dienstleistungen tätig sind. Dafür wird zunächst ein plausibler Grund gegeben: Die türkischen Immigranten der zweiten Generation, betroffen vom Beschäftigungs-Niedergang der ihnen zugänglichen Industrien und Dienstleistungen, kamen „zu spät“ für eine volle Integration in das Erwerbssystem. Auch diejenigen, die gut qualifiziert und solide beschäftigt sind, müssen sich häufiger als Deutsche mit minderen Jobs begnügen.

Hier ist *Diskriminierung* am Werk. Sie ist schwer zu fassen, weil sie für die Betroffenen großenteils unsichtbar vonstatten geht. *Gestring, Janßen und Polat* haben zwei Wirkungsweisen ermittelt. Erstens: In Großunternehmen, gleich ob in Wohnungswirtschaft, Industrie oder Dienstleistungen, werden Bewerber *nach Verfahren* – das heißt, nach administrativen Vorgaben – ausgewählt. Aus ‘Rücksicht’ auf die Bewohnermehrheit, also um Ärger zu vermeiden, quotieren Wohnungsunternehmen türkische Bewerber. Bei einer „entspannten Wohnungsmarktlage“ lässt sich das nur in den attraktiven Wohnlagen und -beständen aufrechterhalten, folglich gibt es Konzen-

trationen von Türken in Beständen minderer Qualität und schlecht angesehenen Stadtvierteln. In der sonstigen Großwirtschaft werden Türken wegen ihrer schwachen Bildung und mancher Sprachdefizite weg- oder nach unten sortiert (ähnlich wie deutschstämmige Unterschichtsangehörige), zudem gelten türkische Frauen als „schwangerschaftsgefährdet“ (nur qualitative Erhebungen überliefern solche Unternehmer-Äußerungen!), und kundenorientierte Dienstleistungen benachteiligen auch wegen sog. fremdartiger Erscheinung (v.a. Kopftuch!). Hier schlägt das Bild der ‘andersartigen Türken’ durch, gleich, ob sie einen deutschen Pass haben oder nicht. Zweitens: Persönliche Diskriminierung in Mittel- und Kleinunternehmen. In Wohnungsunternehmen kommen teilweise vorhandene Vorurteile von Sachbearbeitern wegen der Marktlage wenig zum Tragen. Anders auf dem Arbeitsmarkt: Aus Rücksicht auf eine „fremdenfeindliche deutsche Belegschaft“ (gibt es keine türkenfeindlichen Belegschaften anderer Herkunft?) oder auf möglicherweise irritierte Kunden lehnen etliche Kleinunternehmer türkische Bewerber ab. Die Mehrzahl der Unternehmer hat selbst „privat keine Probleme“ mit Türken; eine Minderzahl äußert explizit Vorbehalte und bevorzugt bewusst Deutsche gegenüber Türken; nur kurz sei erwähnt: Eine weitere Minderheit von Unternehmern bevorzugt Migranten als weniger anspruchsvolle Arbeitskräfte (hierzu gab es im Sample wenig Beispiele; auf breiterer Basis nachgewiesen von Fijalkowski/Gillmeister, 1989). Die Arbeitsmarktlage honoriert auch direkte Diskriminierung: „In zwei Fällen gibt es eine explizite Diskriminierung von allen

türkischen Frauen, also auch denen, die kein Kopftuch tragen. Allerdings werden in einem Betrieb türkische Frauen eingestellt, wenn sie einen niedrigeren Lohn als deutsche Frauen akzeptieren.“

Die *sozialen Netzwerke* der Türken zweiter Generation sind *schwächer* als bei Deutschen. Dafür wird eine absolut einleuchtende Begründung gegeben: Die Migration hat türkische Verwandten-Netze auseinander gerissen, entgegen allgemeiner Vorstellungen (‘türkische Großfamilie’) beschränkt sich das Netzwerk bei zwei Dritteln des Sample auf die Kinder-Eltern-Beziehung (weit stärker als bei deutschen Familien!). Die Eltern sind die zentrale Stütze in einem Alltag, der in der zweiten Generation häufig geprägt ist von Arbeitslosigkeit und Niedriglohnbeschäftigung. Hinsichtlich Arbeitssuche und Schulproblemen haben die Eltern freilich wenig zu bieten, ihre Position und ihre Kontakte liegen ja weiter ‘unten’. Hier helfen auch türkische Freunde wenig weiter, ebenso wie die wenigen deutschen Freunde, die auch durchweg der Arbeiter- und Unterschicht zugehören. Nur der Beziehungstyp ‘türkisches Dorf’, eine weit reichende Bekanntschaft in der türkischen ‘ethnischen Kolonie’, bringt größeren Nutzen, ist aber im Sample nur selten vertreten. Die Netzwerke wirken ambivalent: Der Vorteil materieller und tätiger Hilfen und emotionalen Rückhalts wird erkaufte mit dem Nachteil, dass Kontakte in den Wohnungsmarkt und vor allem in die Arbeitswelt auf untere Bereiche beschränkt bleiben – die Netzwerke tragen bei zur Einschließung in benachteiligte Positionen. Dies wird verschärft durch das Heiratsverhalten: Zwei Drittel holen ihre Ehepart-

ner aus der Türkei; die nachgeholten Ehefrauen und ihre Kinder bleiben in die türkische Kultur und Sprache eingeschlossen und haben minimale Beschäftigungschancen, die nachgeholten Männer sind jahrelang am Arbeitsmarkt marginalisiert. Die VerfasserInnen betonen jedoch, nicht die ethnischen Prägung der Netzwerke sei entscheidend, sondern ihre *soziale* Beschränktheit. Dies Argument richtet sich gegen die Zuschreibung ‘Ethnizität’ – eine theoretische Auseinandersetzung findet freilich nicht statt.

Erstaunlich in unserer hochmobilen und mediengeschwängerten Zeit ist die hohe Bedeutung des *Stadtviertels*. Entscheidend für die Wohnungssuche selbst der gut Etablierten ist die räumliche Nähe zu den Familienangehörigen, die Wohnkarrieren kreisen im Quartier und sind hier beschränkt auf wenige Straßenzüge. Das bringt eine Reihe von Nachteilen mit sich. ‘Türken-Viertel’ haben ein schlechtes Ansehen, zu dem die Vermietungspolitik der Wohnungsgesellschaften beiträgt, und wodurch sich wiederum die Beschäftigungschancen verschlechtern. Als Nachteil nennen die Verfasser auch die ‘Stigmatisierung bestimmter Schulen’, was die Sachlage versimpelt – die Benachteiligung von Migrant*innen durch das *Funktionieren* der Kindergärten, Schulen und Ausbildungsstätten trägt wesentlich zu Marginalisierung bei, liegt aber außerhalb der Reichweite dieses Buchs. Im *Sozialwohnungs-viertel* sammeln sich angesichts schmelzender Sozialwohnungsbestände immer mehr soziale Absteiger. Das führt zu mehr ‘Nachbarschaftskonflikten’ mit den hier wohnhaften Türken (welcherart diese Kon-

flikte sind und was sie bewirken, bleibt unklar), deren soziale Netze hier ohnehin relativ schwach sind. Der Vorteil familien-gerechter Wohnungen wird mit den mittlerweile recht hohen Sozialmieten erkaufte. Also mehr Nachteile gegenüber den innenstadtnahen *Altbauvierteln*, die funktionell, sozial und ethnisch stärker gemischt sind, mehr Jobchancen, Kontakte und weiter reichende Netzwerke bieten – das heißt: bessere Integrationschancen für die Türken der zweiten Generation. Wegen der relativ günstigen Mieten leben hier jedoch auch mehr Marginalisierte. Also mehr „soziale Polarisierung“ im Innenstadtviertel? Diese wird häufiger angesprochen, aber in ihrer Wirkung nicht geklärt.

Auf die Benachteiligungen dieser Quartiere reagiert die Politik mittlerweile nachhaltiger; das Bildungssystem wird zwar immer noch nicht angetastet (hierzu machen die VerfasserInnen ein paar einfach zu realisierende Vorschläge), aber im Rahmen mehrerer großer Programme wird die sonstige soziale Infrastruktur ausgebaut. Dies kommt jedoch den Türken weniger zugute, denn „die Familie und nicht die soziale Infrastruktur ist für den Großteil der unterstützenden Leistungen zuständig.“ Ist die türkische Community also resistent gegen Verbesserungsversuche? Kann sie sich nur selbst aus dem Sumpf ziehen, da die äußere Benachteiligung übermächtig und die Politik wirkungsschwach ist?

Diese Frage behandelt *Ceylan*. Er geht aus von der US-amerikanischen Diskussion um ethnische Kolonien oder auch Enklaven, in Deutschland bekannt gemacht v.a. durch Heckmann (1992). Danach fördert ein enges Zusammenleben von Immigran-

ten gleicher Herkunft, vernetzt durch „Kettenmigration“ (Verwandtschafts- und lokale Bindungen), verbunden durch eigene Vereine und versorgt von einer eigen-ethnischen Ökonomie, die Integration von Neu-Immigranten: Sie nimmt sie auf und fädelt sie ein in die Kultur und Wirtschaft der Mehrheitsgesellschaft – falls diese hierfür offen genug ist. *Ceylans* These: Ethnische Kolonien entwickeln dauerhafte Eigen-Ressourcen, die nicht nur die Neu-, sondern alle Immigranten stützen; in Gesellschaften, die sich sozial differenzieren, differenzieren sich auch die Migranten in verschiedene Milieus mit unterschiedlichen Perspektiven. Insofern tragen ‘Kolonien’ zur Integration wirtschaftlich und sozial etablierter Migranten bei *und* schließen erfolglosere Migranten in eigene Milieus ein, wirken für diese also desintegrativ. Letzteres gilt jedenfalls, solange die deutsche Mehrheitsgesellschaft mehr Barrieren als Ein- und Aufstiegswege bietet.

Ceylan kennt sich in allen für sein Thema relevanten und angrenzenden Fragen aus – nicht nur in der nahezu unüberschaubaren Literatur zu Migration und Ethnizität, sondern auch in der Diskussion über Einwanderungspolitik, über Vor- und Nachteile sozialräumlicher Segregation, Ghettos und Enklaven, über die Verfestigung von Armut und die darum kreisende Sozialarbeit, in Fragen der Bildungsentwicklung, in der türkischen Sozialgeschichte ... Diese breiten Kenntnisse helfen ihm, seine Befunde aus dem Duisburger ‘Türkenviertel’ Hochfeld mit entsprechenden Forschungsergebnissen zu vergleichen, einzuordnen und damit zu verallgemeinern. So kann man bei der Lektüre auch gut auseinander

halten, welche Befunde sich aus der allgemeinen Situation von Migranten erklären, welche Integrations-Hindernisse Deutschland geschuldet sind, und welche mit der spezifisch türkischen Migrantenkultur zusammenhängen. Zugleich analysiert er sehr kühl seine Erhebungsobjekte: die Aufspaltung der Türken im Stadtteil in verschiedene und immer weniger verbundene Milieus, die Integrationsleistungen der Moscheen (die er, wider Erwarten des Lesers, positiv einschätzt) und die sozialen und asozialen Funktionen der türkischen Cafés. Dabei ist es ihm auch nicht um die Wahrung der Fassade zu tun, besonders, wenn es um die Aspekte 'Glücksspiel' und 'Rotlicht-Milieu' bei den Cafés geht.

In den ersten drei Kapiteln bekommt der Leser zunächst eine Lektion in Migrationssoziologie geboten. Migration ist Bestandteil von Globalisierung und dennoch in jedem Land politisch umstritten; sie ist auf größere Städte gerichtet und mit sozialen Spaltungen und Integrationsproblemen verbunden. In (West)Deutschland ist Integration erschwert durch die jahrzehntelange politische Leugnung der Einwanderung, durch die Rückkehrorientierung der Arbeitsmigranten, durch die Wahrnehmung von Migranten-Konzentrationen als Problem an sich. In zwei Kapiteln entwickelt *Ceylan* dann den Begriff der ethnischen Kolonie. Er betont den Unterschied zum Ghetto – sie ist eben nicht Ausdruck grundlegender sozialer und ökonomischer Ausgrenzung; er erläutert ihre Haupt-Elemente (soziale Verflechtungen, Vereine, ethnische Ökonomie) und fügt den wichtigen Hinweis auf die Heterogenität gerade der Zuwanderer aus der Türkei hinzu. Die-

se ist zurückzuführen auf die trotz der türkischen „Erziehungsdiktatur“ seit den 1930er Jahren fortdauernden ethnischen und religiösen Spaltungen und auf die unterschiedlichen Abwanderungsgründe – neben Armut und Landflucht war es die Verfolgung ethnischer Minderheiten und (in der Zeit der Militärdiktatur) politischer Gruppen. Es folgt noch eine Lektion über die wissenschaftliche Bewertung: Als Positiva ethnischer Kolonien gelten die Solidarität und Selbsthilfefähigkeit ethnischer Gemeinschaften und die Entwicklung eigener Teil-Ökonomien in großen Städten, als Negativa die damit verbundene Verfestigung von Stereotypen, die Ausbeutungsverhältnisse in ethnischen Ökonomien (von *Ceylan* etwas beschönigend als „Randerscheinung“ tituliert), und eine Re-Ethnisierung als Reaktion auf die Fortdauer ökonomischer Benachteiligung.

Das ist alles sehr solide und handlich aus der umfangreichen Literatur zusammengefasst. *Ceylans* besondere Zutat ist die Betonung der zunehmenden Pluralität innerhalb des so einheitlich erscheinenden Türken-Viertels. Dieses ist von De-Industrialisierung besonders mitgenommen, schon früh ist der „deutsche Mittelstand“ abgewandert, Türken und später ex-jugoslawische Flüchtlinge wanderten verstärkt zu. Es enthält eine auch für Käufer von außerhalb attraktive Einkaufsstraße mit türkischen und Billig-Läden. Es hat ein schlechtes Ansehen, nicht zuletzt (zu kurz angedeutet) wegen der Trupps türkischer Jugendlicher und der Eckensteher-Szene deutscher Sozialfälle – von denen *Ceylan* ansonsten kaum Notiz nimmt, genauso wenig, wie in der Studie von Tobias/Boettner

(1992) über deutsche soziale Absteiger in Duisburg-Bruckhausen 'die Türken' einbezogen wurden: Die Kontakt-Defizite spiegeln sich auch in der Wissenschaft. Als in Hochfeld Aufgewachsener hat *Ceylan* seine Erhebungsinstrumente sehr ergiebig eingesetzt: 31 teilnehmende Beobachtungen, 83 kurze und lange qualitative Leitfaden-Interviews sowie ergänzende Gesprächsrunden. Selbst für ihn waren Schlüsselpersonen wichtig, um Zugang z. B. zum zwielichtigen Teil der Caféhaus-Szene zu bekommen.

Und damit sind wir bei dem, was sein Buch bislang einzigartig macht. Über 80 textreiche Seiten wird ein Blick in das Innere der *Moscheen* und ihre Entwicklung im Stadtviertel gewährt. In der ersten Zuwanderungsperiode, für die meisten der allein lebenden, hart arbeitenden und rigide sparenden Türken war dies eine religionsferne Zeit, es gab ganz wenige provisorische Gebetsräume. Das Sozialleben spielte sich in Wohnheimen und auf Bahnhofsvorplätzen ab. Damals jedoch gab es im Stadtteil ein „angenehmes Miteinander“ mit Deutschen, sogar griechische Läden wurden besucht. Der Umschwung kam mit dem Zuwanderungsstop 1973: Er machte den Verbleib in Deutschland zu einer vorläufig (Rückkehr immer 'im Hinterkopf') endgültigen Entscheidung, mit der Folge eines – zeitgleich ermöglichten – umfangreichen Familiennachzugs. Rasch entwickelte sich eine türkische Infrastruktur, und schon 1974 wurde die erste Moschee im Stadtteil gegründet. Moscheen sind auch Sozialzentren, deren unauffällige Lage in Hinterhöfen und Gewerbearealen über ihre große Bedeutung hinwegtäuscht. In der Regel enthalten sie nicht nur Räume für Gebet

und religiöse Unterweisung, sondern auch für Beratung, Zusammensein, Zeitvertreib – ausgestattet je nach Finanzstärke des sie tragenden Vereins. Sie ziehen über ein reges Vereinsleben viel ehrenamtliche Aktivität auf sich. Die sie leitenden Imame stammen überwiegend aus der Türkei oder auch dem Vorderen Orient (zum Teil auch von dort bezahlt). *Ceylan* hält diese für inhaltlich und pädagogisch schwach und gegenüber der deutschen Gesellschaft weltfern – nur die in Deutschland aufgewachsenen Imame seien ausreichend qualifiziert, und nur sie in der Lage, Verbindungen zu deutschen Verwaltungs-, Hilfs- und Bildungsinstitutionen aufzunehmen. Wichtig für eine Vermittlung zur Mehrheitsgesellschaft seien auch deutsche Konvertiten. Eine wichtige Rolle im sozialen und im Moscheen-Leben spielen außerdem die seit den 1970er Jahren hervorgetretenen türkischen Akademiker, nicht zuletzt auch als Vorbilder und Sprecher. So konzentrierte sich seit den 1970er Jahren das Sozialleben der auch nur halbwegs religiösen Männer (und, ein bisschen zu nebenbei bemerkt: nur weniger Frauen) wie von selbst auf die Moschee, mit der Folge einer verstärkten Wendung zur Religion: „In Deutschland hat man den Islam erst richtig gelernt“. Mit der Gründung weiterer Moscheen und der sie tragenden Vereine schlugen die verschiedenen Islam-Richtungen durch: Die einstmalige Einheitsgemeinde teilte sich in rivalisierende Einrichtungen auf, auch beeinflusst von der politischen Polarisierung der Community seit dem Militärputsch in der Türkei. Sie fungieren als „soziokulturelle Zentren“ für Senioren (weniger Seniorinnen!), dienen der Beratung und Vermitt-

lung in Gesundheitsfragen (religiöse Vorschriften in der Krankenbehandlung!) und Geldfragen (zinslose Kredite an Notleidende), bieten Rechtsberatung, Familienberatung, Schulnachhilfe und weiter reichende Betreuung von Jugendlichen – wichtig angesichts deren Risikos, kriminell zu werden. Als Instanz türkischer Sozialhilfe sind die Moscheen nach *Ceylan* jedoch deutlich überfordert; Hilfen deutscher Instanzen seien notwendig, würden aber kaum genutzt. Die konkreten Hilfeleistungen und ihre Defizite werden aber zu wenig deutlich. Man merkt beim Lesen, wie er den Akzent auf die konstruktiven Leistungen der Moscheen setzt und deren Fähigkeiten zu einer intensiveren Zusammenarbeit mit der deutschen Mehrheitsgesellschaft herausstellt, wenn diese erst ihre – seit dem 11.9. nochmals gewachsenen – Vorbehalte überwindet. Unoffenheit und Autoritarismus in vielen dieser Instanzen der ethnischen Kolonien werden nur dezent angedeutet.

Diese Bemühung ums Positive findet man nicht in dem 60-Seiten-Kapitel über acht türkische Cafés. Das erste von ihnen vereinigte von seiner Gründung 1975 bis in die 1980er Jahre noch die unterschiedlichsten Kreise. Damals habe es noch ein „leichteres und fröhlicheres“ Gemeinschaftsleben gegeben, das Geld saß wegen stabiler Beschäftigung und guter Sparergebnisse noch lockerer. So kam rasch das Geldspiel hinzu. Mit dem Militärputsch in der Türkei wanderten politische Aktivisten und Flüchtlinge zu, die wachsende politische, regionale und konfessionelle Segmentierung der Türken-Community schlug sich in Neugründungen einer Vielfalt gruppen-spezifischer Cafés nieder. Da in der Regel kein Ge-

tränkezwang besteht, bringen auch Arme dort ganze Tage zu. Die Cafés dienen als Freizeit- und Vergnügungsort, Knotenpunkt gegenseitiger Unterstützung (ganz im Sinne traditioneller Normen), Ersatz für verlorene Beziehungen (vor allem der sozial Abgestiegenen). Die von *Ceylan* erkundete Palette reicht vom „familiären“ Café einer spezifischen ethnischen Gruppe über das religiös bestimmte und das alkoholfreie Sportcafé sowie das Lokal mit Alkohol- und Drogenumsatz bis hin zur Spielhölle und dem Animierlokal. Er behandelt vor allem letztere „Fluchtstätten im Alltag“ ausführlicher und betont ihre regressiven Aspekte: Die Spieler werden nicht nur ihr dürftiger gewordenes Geld los, sondern halten sich – notfalls in gegenseitiger Aushilfe – ‘ganz unten’ fest. Im Alkohol- und Drogen-Café wird z. T. auch Hehlerei betrieben. Im Animierlokal werden überwiegend osteuropäische Kellnerinnen und Prostituierte beschäftigt und ausgebeutet. Diese gut geschützten Orte sind gleichzeitig Knotenpunkte der Wohnungs- und Arbeitsvermittlung für illegale Migranten. Behörden können hier fast nichts ausrichten – was von der Bewohnermehrheit, die sich von diesen Milieus und Szenen distanziert, als bewusste Vernachlässigung ihres Viertels interpretiert wird. Insgesamt, so *Ceylan*, „hat das Café-Milieu eine sozial stützende und zugleich einschließende Wirkung“ auf die Hilfsbedürftigen.

Hier bricht die Darstellung unvermittelt ab, etwas zu abstrakt wird der Befund zusammengefasst hin auf ein Entwicklungsmodell, das von der reinen Wirtschafts-Migration zu Beginn über die soziale Pluralisierung bis zu einer gegenwärtig

sich andeutenden Normalisierung der „Kolonie“ reicht, und das abschließt mit einem Integrations- und einem Ausgrenzungs-Szenario der weiteren Entwicklung.

Nicht die türkische Community (oder auch Kolonie) befindet sich im ‘Sumpf’. Insgesamt leiden viele ihrer Mitglieder unter sozialer Benachteiligung – als gering Qualifizierte, als Industriearbeiter, als Familien mit vielen Kindern, und dies wird durch Diskriminierung verschärft. Viele jedoch haben gesicherte oder gar gehobene Positionen: Die türkischen Migranten haben sich sozial erheblich differenziert. Die meisten haben noch einen starken familiären Zusammenhalt, wie *Gestring, Janßen und Polat* gezeigt haben, und zumindest im innerstädtischen Altbau-Viertel bieten auch ethnische Einrichtungen eine beschränkte soziale Hilfe für die Abgestiegenen. Dennoch landet ein Teil von ihnen in einem der ‘Sümpfe’, die *Ceylan* aufgezeigt hat, und die, wie der deutsche Leser vermerkt, keineswegs spezifisch türkisch sind, sondern sich in der Mehrheitsgesellschaft reichlich finden. Die Ressourcen der türkischen Community reichen jedenfalls nicht aus, ihnen herauszuhelfen, denn sie selbst besteht überwiegend aus Benachteiligten

mit geringen Hilfe-Potentialen, und ihr Zusammenhalt wird nach *Ceylan* geringer. Wenn die deutsche Politik Integration fördern will, und nicht Marginalisierung, ist sie doppelt gefordert: Sie muss die lange aufrecht erhaltenen Barrieren für den gesellschaftlichen Einstieg gerade der Migranten aus der Türkei endlich beseitigen; und sie muss den Abgestiegenen Hilfen anbieten, die an deren Alltagswelt anknüpfen. Teile dieser Alltagswelt aufgedeckt zu haben, ist das Verdienst der beiden gleichermaßen lesenswerten Bücher.

Literatur

- Fijalkowski, Jürgen, Helmut Gillmeister, 1989: Ausländerbeschäftigung in der Krise? Die Beschäftigungschancen und -risiken ausländischer Arbeitnehmer in der West-Berliner Industrie. Berlin.
- Heckmann, Friedrich 1992: Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Soziologie inter-ethnischer Beziehungen. Stuttgart.
- Tobias, Gertrud, Johannes Boettner 1992: Von der Hand in den Mund. Armut und Armutsbewältigung in einer westdeutschen Großstadt. Essen.

Rainer Neef

